



Wie schreibt man Hausarbeiten oder Essays in Politischer Theorie?

Ein Leitfaden des **Lehrstuhls für Politische Theorie**
der Otto-Friedrich Universität Bamberg

Zusammengestellt von Moritz Schulz (Stand: 11/2022)

In diesem Leitfaden finden Sie:

- Eine Erklärung, was eine schriftliche Arbeit in Politischer Theorie **ausmacht**
- Eine nähere Charakterisierung besonders **häufiger Typen von Hausarbeiten bzw. Essays**, denen Sie in unseren Seminaren begegnen werden
- Grundlagen zu Standards **guter wissenschaftlicher Texte** in unserem Fachgebiet
- Die wichtigsten Schlagworte zur Frage: Wie **argumentiere** ich gut?
- Tipps, wie Sie sich an eine Arbeit **annähern** und Ihren Arbeitsprozess gestalten können
- Antworten auf häufige Fragen zu **Formalia** wie Zitation und Formatierung
- Eine **Checkliste** zur Überprüfung Ihrer Arbeit vor der Abgabe

Sie können diesen Leitfaden entweder von vorne bis hinten durchlesen (und trügen wahrscheinlich keinen Schaden davon) oder aber sich die Fragen herauspicken, die für Sie gerade wichtig sind. Ein genaues Inhaltsverzeichnis finden Sie dazu auf der folgenden Seite.

Die Hinweise in dieser Handreichung sollten Ihnen für alle schriftlichen Prüfungsleistungen, die Sie in der Politischen Theorie (oder sogar darüber hinaus) schreiben müssen, weiterhelfen. **Im Zweifelsfall richten Sie sich aber bitte immer nach genaueren Vorgaben Ihres:r jeweiligen Dozent:in.**

Wenn Sie Vorschläge haben, welche Punkte hier noch mit aufgenommen werden sollten oder Ihnen etwas unklar erscheint, freuen wir uns über Ihre Rückmeldung an sekretariat.poltheorie@uni-bamberg.de.

Inhaltsverzeichnis

1 Was macht eine schriftliche Arbeit in Politischer Theorie aus?	1
1.1 Was ist überhaupt der Sinn einer schriftlichen Prüfungsleistung?.....	1
1.2 Wie unterscheidet sich eine theoretische von einer empirischen Arbeit?.....	2
2 Wie schreibt man eine gute Arbeit in Politischer Theorie?	3
2.1 Was ist ein Erkenntnisziel?.....	3
2.2 Was bedeutet eigentlich ‚argumentieren‘?.....	7
2.3 Wie läuft das ab, eine Arbeit zu schreiben?.....	13
2.4 Was macht einen guten wissenschaftlichen Text aus?.....	17
2.5 Wie zitiert man richtig und wie behalten Sie den Überblick über Ihre Quellen?.....	26
2.6 Was sind Plagiate?.....	28
2.7 Wie soll das Dokument aussehen?.....	29
2.8 Was gehört außer dem Text in die Arbeit?.....	30
3 Einige klassische Typen von Arbeiten	32
3.1 Vorab: Essays versus Hausarbeiten.....	32
3.2 Der Erklären-und-Bewerten-Essay.....	33
3.3 Der These-oder-Frage-Essay.....	35
3.4 Hausarbeiten.....	37
4 Die Checkliste	49

1 Was macht eine schriftliche Arbeit in Politischer Theorie aus?

1.1 Was ist überhaupt der Sinn einer schriftlichen Prüfungsleistung?

♪ *Soundtrack:* Television: [Prove It.](#)

Eine Hausarbeit (oder einen Essay) zu schreiben, ist für Sie immer auch eine Gelegenheit, sich mit einem Thema (häufig einem Ihrer Wahl) vertieft auseinanderzusetzen, sich dazu zusätzliches Wissen anzueignen und zu für Sie neuen Erkenntnissen zu kommen. In dieser Hinsicht sind schriftliche Arbeiten nicht nur Ihnen auferlegte Pflichten, sondern immer auch **Lerngelegenheiten** für Sie, die Ihnen einen Gestaltungsspielraum in Ihrem Studium eröffnen.

Im Kern jedoch handelt es sich bei Hausarbeiten oder Essays um **Prüfungsleistungen**, die Sie in einer Lehrveranstaltung ablegen. Was genau bedeutet das?

In einer Prüfungsleistung geht es darum, zu beurteilen, in welchem Maße Sie die **Lernziele** dieser Lehrveranstaltung erreicht haben.

Normalerweise sollte also die Art von Arbeit, die Sie für ein Seminar schreiben müssen, von Ihnen verlangen, die Fähigkeiten anzuwenden, die Sie im Zuge des Seminars erwerben sollten – sowohl inhaltlicher als auch methodischer Natur.

Gegenüber stärker strukturierten und formalisierten Prüfungsformen (wie vielleicht einer Multiple-Choice-Klausur mit feststehenden Antwortoptionen) bietet Ihnen eine schriftliche Arbeit eher so etwas wie eine **Bühne**, auf der Sie Ihre Fähigkeiten zeigen können. Das zu verstehen ist wichtig: Wenn Sie gute Hausarbeiten erreichen wollen, müssen Sie diese Bühne auch *nutzen*, um zu zeigen, was Sie können.

Stellen Sie sich Ihre Prüfungsleistung wie eine Art **Abschlussplädoyer** in einem Gerichtsverfahren vor, in dem die Geschworenen (Ihre Korrektor:in) entscheiden müssen, ob Sie die Lernziele des Seminars erreicht haben. Da wollen Sie natürlich, dass die Argumente und Beweise, die Sie präsentieren, ein absolut zwingendes Bild ergeben und keinen Raum für Interpretationen lassen – Sie wollen nicht, dass sich die Geschworenen am Kopf kratzen und überlegen: „Was machen wir nun daraus? Hat sie es verstanden oder nicht? Ist das jetzt so oder so auszulegen?“ Sie wollen ein Plädoyer halten, das die Geschworenen in den Bann zieht und nach dem man denkt: „Ja natürlich, wie könnte man es anders sehen, es liegt ja alles klar auf dem Tisch!“

1.2 Wie unterscheidet sich eine theoretische von einer empirischen Arbeit?

♪ *Soundtrack*: Tracy Chapman: Give Me One Reason.

Vielleicht fragen Sie sich, was eine Hausarbeit *in Politischer Theorie* eigentlich ausmacht und ob Sie sich irgendwie von anderen politikwissenschaftlichen Hausarbeiten unterscheidet. Vielleicht nutzen Sie sonst ein handliches Theorie-Methode-Empirie-Schema und fragen sich angesichts des Labels „Politische *Theorie*“, wie das hier genau mit Empirie und Methodologie funktioniert. Die kurze Antwort lautet: In einer Hausarbeit im Teilbereich Politische Theorie versuchen Sie im Regelfall, ein theorieorientiertes Erkenntnisziel durch **Argumente** zu erreichen (→ Was bedeutet eigentlich ‚argumentieren‘?).

Wenn Ihnen das als Grundlage Ihrer Hausarbeit merkwürdig und fremd erscheint, ist es hilfreich, einen Schritt zurückzutreten: Im Grunde ist das, was Sie aus Ihrer Methodenvorlesung und Seminaren anderer Teilgebiete als *research design* mit empirisch orientierten Methoden kennen, nichts anderes als eine Argumentation – ganz grob zum Beispiel so:

- (1) Wir haben gute Gründe, eine Hypothese für wahr zu halten, wenn sie (a) eine Forschungsfrage beantworten kann und (b) vor dem Hintergrund bisherigen theoretischen Wissens plausibel erscheint und (c) mit empirischen Beobachtungen konsistent ist.
- (2) Ihre Hypothese liefert eine Antwort auf eine relevante Frage (→ Fragestellung).
- (3) Ihre Hypothese erscheint vor dem Hintergrund bisherigen theoretischen Wissens plausibel (→ Theorieteil).
- (4) Ihre Methode ist geeignet, um zu empirischen Beobachtungen zu führen, die mit Ihrer Hypothese entweder konsistent oder inkonsistent sind (→ Methodenteil).
- (5) Die Durchführung dieser Methode führt zu Beobachtungen, die mit Ihrer Hypothese konsistent sind (→ Empirieteil).
- (6) Also: Wir sind vorläufig darin gerechtfertigt, Ihre Hypothese für wahr zu halten.

Es gibt also keinen Grund zur Sorge: Sie argumentieren ohnehin schon andauernd. Die übliche Rede von *research designs* wie auch Theorie-Methode-Empirie-Schemata sind, wenn Sie so wollen, eine etablierte Verpackung für *eine bestimmte Form* von Argumentation. Der Unterschied im Bereich der Politischen Theorie ist nun der, dass Sie hier mit egal welchen Formen von (überzeugenden) Argumenten arbeiten können, um Ihr Erkenntnisziel (wie oben die Konklusion 6) zu erreichen. Sie machen also im Kern dasselbe, nur auf einer abstrakteren und dadurch formal freieren Ebene.

2 Wie schreibt man eine gute Arbeit in Politischer Theorie?

2.1 Was ist ein Erkenntnisziel?

♪ *Soundtrack:* Queens of the Stone Age: No One Knows.

Vielleicht denken Sie beim Gedanken an eine Hausarbeit als erstes daran, dass Sie eine *Forschungsfrage* brauchen. Das ist grundsätzlich richtig – allerdings ist insbesondere in unserem Fachbereich eine allgemeinere Formulierung hilfreicher:

Das **Erkenntnisziel** Ihrer Arbeit ist das, was Sie mit Ihrer Arbeit herausfinden oder zeigen wollen.

Es ist klarer, von einem Erkenntnisziel zu sprechen, weil das die Sache davon loslöst, in welcher *Form* Sie dieses Ziel in Ihrem Text präsentieren. Ein Erkenntnisziel kann in der Gestalt einer **Fragestellung** auftauchen, die Sie beantworten möchten. Es kann aber genauso in Gestalt einer **These** auftreten, die Sie in Ihrer Arbeit verteidigen.

Beachten Sie: Wenn wir davon reden, „für eine These zu argumentieren“, dann verwenden wir „These“ nicht im Sinne von „**Hypothesen**“ im Kontext empirischer Arbeiten – also eine Aussage, die durch ihr research design auf Konsistenz mit erhobenen Daten überprüft werden soll. Eine These im hiesigen Sinne ist die zentrale Konklusion der Argumentation Ihrer Arbeit (→ Was bedeutet eigentlich argumentieren?). Eine solche These vertreten Sie nur dann, wenn Sie dafür wirklich argumentieren können – es ist also unsinnig, davon zu reden, sie am Ende „abzulehnen“ oder „zu bestätigen“, so als ob Sie überprüfen würden, ob sie zur Datenlage passt.

Auf ähnliche Weise irreführend ist die verbreitete Rede von einem „Hausarbeitsthema“. Ein **Thema** ist an und für sich kein Erkenntnisziel. Sie könnten sich als Thema zum Beispiel vornehmen, eine Arbeit über Nozicks Staatsbegriff zu schreiben. In der Tat kann das das Thema einer interessanten Arbeit sein. Nur – was genau ist jetzt Ihr Ziel? Was wollen Sie herausfinden? Was wollen Sie über Nozicks Staatsbegriff sagen? Ein Ziel ist etwas Spezifisches, was Sie *erreichen* können – und etwas, bei dem Ihnen und Ihren Leser:innen klar sein sollte, unter *genau welchen* Bedingungen es erreicht wird. Ein Thema hingegen wird noch lange nach Ihrer Arbeit die Quelle vieler weiterer Aufsätze bleiben.

Die Rolle des Erkenntnisziels für Ihre Arbeit

Ihr Erkenntnisziel genau vor Augen zu haben, ist deshalb so wichtig, weil es die Grundlage für die Konzeption und Durchführung Ihrer Arbeit bilden sollte:

Das Erkenntnisziel ist **Daseinszweck** und **Organisationsprinzip** Ihrer gesamten Arbeit: Alles, was Sie in der Arbeit tun, folgt daraus und muss sich darauf beziehen.

Versuchen Sie, in der Entwicklung Ihrer Arbeit von diesem Zielpunkt aus rückwärts zu denken: Wenn Sie dorthin gelangen möchten, welche Schritte müssen Sie auf dem Weg gehen? In welcher Reihenfolge ergeben diese Schritte Sinn? Bringt Sie der Schritt, den Sie im Kopf haben, tatsächlich Ihrem Ziel näher? Wenn nicht, lassen Sie ihn weg (→ *Fokus*).

Dass das Erkenntnisziel der Daseinszweck Ihrer Arbeit ist, bedeutet außerdem, dass es zentral für deren **Bewertung** ist. In den meisten Fällen sind die zwei wichtigsten großen Fragen, die Korrektor:innen an Ihre Arbeit stellen werden: Haben Sie ein Erkenntnisziel ausgewählt, das dieser Art von Arbeit angemessen ist? Und: Haben Sie es erreicht? (Und wie haben Sie sich auf dem Weg dorthin geschlagen?) Wie genau Sie Ihr Ziel definieren, ist daher durchaus entscheidend für Ihre Bewertung – es etabliert den Maßstab, an dem Ihr Ergebnis gemessen wird. Wenn Sie eine Arbeit schreiben, die wirklich überzeugend ein Ziel X erreicht, aber in der Einleitung eindeutig Y als Ihr Ziel ausweisen, dann erreicht diese Arbeit nicht ihr Ziel. Sie hätte gut sein können, wenn Sie auf die richtige Darstellung des Ziels acht gegeben hätten.

Was macht ein gutes Erkenntnisziel aus?

Ein Erkenntnisziel ist keine staubige Formalie – es ist ja das, was *Sie herausfinden wollen*.¹ Ein großer Schritt auf dem Weg zu einer gelingenden Arbeit ist, sicherzustellen, dass das auch wirklich so ist:

Sie müssen Ihr Erkenntnisziel für **interessant** und **relevant** halten.

Das Erkenntnisziel ist der Kern Ihrer Arbeit – Sie müssen es spannend genug finden, um die Motivation, daran zu arbeiten, aufrecht zu erhalten.

Ein erster Test für ein gutes Erkenntnisziel ist: Können Sie in den Spiegel schauen und aufrichtig sagen, dass Sie das für eine spannende Idee halten? Können Sie Ihrem:r Freund:in klar machen, warum es interessant ist, das herauszufinden? Wenn Sie das tun, klingen Sie da selber überzeugt?

Während *Ihr* Interesse an diesem Ziel ein guter erster Prüfstein und ausschlaggebend für Ihre Motivation ist, ist es zugleich nicht zwangsläufig der entscheidende Maßstab. Eine wissenschaftliche Arbeit ist kein Tagebucheintrag, in dem Sie Ihren Leidenschaften nachspüren, sondern ein Beitrag, den Sie an einen akademischen Diskurs adressieren – selbst wenn es sich dabei nur um eine Studienarbeit handelt, die meistens de facto keine weiteren Leser:innen findet.

¹ Etwas anders liegen die Dinge natürlich, wenn das Erkenntnisziel Ihrer Arbeit bereits vorgegeben ist (→ *Der These- oder Frage-Essay*). In diesem Fall gilt jedoch im Grunde dasselbe für die konkrete Art und Weise, wie Sie die vorgegebene Aufgabenstellung ausführen wollen: Sie müssen davon überzeugt sein, dass Sie die Frage auf diese und jene Weise beantworten oder so und so für diese These argumentieren wollen.

Ein gutes Erkenntnisziel ist **nicht nur für Sie persönlich** interessant, sondern sollte auch einer außenstehenden Leserin vor dem Hintergrund eines bestimmten Forschungsdiskurses interessant und relevant erscheinen.

In der Regel ist es Ihr **Seminar**, das diesen fraglichen Forschungshintergrund etabliert. Normalerweise wird von Ihnen in einer Hausarbeit (anders als etwa in Abschlussarbeiten) nicht erwartet, dass Sie eigenständig den gesamten (meist sehr weitläufigen) Forschungsstand aufarbeiten und Ihre Arbeit darin präzise verorten. Sie können stattdessen ungefähr auf diesen Text zurückgreifen: Stellen Sie sich eine Person vor, die in einem anderen Themengebiet akademisch vorgebildet ist, aber auch ein grundlegendes Interesse an dem Themengebiet Ihrer Arbeit hegt und wichtige Forschungsbeiträge dazu auf dem Schirm hat – vielleicht, weil sie dasselbe Seminar besucht hat wie Sie. Einer *solchen* Person sollte Ihr Erkenntnisziel interessant und relevant erscheinen.

Wenn Sie Ihr Erkenntnisziel überprüfen wollen, hilft es außerdem, drei Eigenschaften im Blick zu haben, die Ihr Erkenntnisziel **nicht** aufweisen sollte: Es sollte nicht überambitioniert sein, nicht unterambitioniert sein und tatsächlich zu Ihrem Vorgehen passen.

1. **Überambitioniert**: Wenn Sie das Ziel im Rahmen Ihrer Arbeit oder mit Ihren Mitteln nicht erreichen können, können Sie es sich nicht als Ziel vornehmen. Häufig handelt es sich dabei durchaus um spannende Erkenntnisziele – aber wenn Sie sie zwangsläufig verfehlen, bringt Ihnen das auch nichts. Schätzen Sie Ihre Möglichkeiten realistisch ein und setzen Sie aller Wahrscheinlichkeit nach viel kleiner an, als Sie zunächst denken.

2. **Unterambitioniert**: Natürlich gibt es umgekehrt auch die Möglichkeit, dass Ihr Erkenntnisziel nicht wirklich interessant oder angemessen herausfordernd erscheint.

Ersteres ist z.B. dann der Fall, wenn das, was Sie zeigen wollen, jeder vernünftigen Betrachterin schon klar ist: Wieso würde man irgendetwas anderes denken als das, was Sie sagen? An dieser Frage sehen Sie, dass Sie diesem Problem auch durch eine Kontextualisierung des Erkenntnisziels entgegenwirken können: Sie können zum Beispiel eine plausibel erscheinende oder in der Literatur vertretene **Alternative aufzeigen**, sodass nachvollziehbar wird, warum es hier einen Klärungsbedarf gibt. Andererseits kann Ihr Erkenntnisziel **so leicht zu erreichen** sein, dass es sich eigentlich gar nicht lohnt, dazu eine ganze Arbeit zu schreiben – und Sie mithin dabei gar nicht zeigen können, was Sie können (→ 1.1). Häufig ist das der Fall, wenn Ihnen entgeht, dass eine These eigentlich viel weniger aussagt, als Sie denken – z.B. indem sie besagt „nicht immer X“, es aber trivial ist, *irgendeinen einzigen* Fall zu finden, indem „nicht X“ gilt.

Daran sehen Sie auch, dass ein *interessantes* Erkenntnisziel nicht dasselbe ist wie ein *originelles*: Vielleicht wäre Ihr Gegenbeispiel für „nicht X“ tatsächlich originell – niemand hat je zuvor auf diese Weise gegen die „immer X“-These argumentiert! Und es wäre vielleicht auch kein Unsinn (mit dem es leicht ist, originell zu sein), sondern inhaltlich einschlägig und überzeugend. Aber es könnte dennoch *nicht interessant* sein. Der Grund, warum niemand es bisher gemacht hat, könnte just sein, dass es keine neue *Erkenntnis* bringt. Eine Erkenntnis bringt uns etwas grob gesagt dann, wenn wir danach Optionen, wie etwas hätte sein können, ausschließen können, die wir vorher nicht ausschließen konnten: Es hätte auch anders sein können, aber Sie zeigen, dass es so-und-so ist. In diesem Sinne könnte man sagen, dass ein relevantes Forschungsvorhaben für einen außenstehenden Betrachter immer mit einem gewissen **Risiko des Scheiterns** verbunden sein sollte. (Achtung: Das

heißt nicht, dass Sie in Ihrem Vorhaben tatsächlich scheitern dürfen. Wenn Sie Ihr Erkenntnisziel nicht erreichen, können Sie keine Arbeit mit diesem Erkenntnisziel schreiben.)

Zwei zentrale Kriterien für ein gutes Erkenntnisziel sind also seine **Erreichbarkeit** und sein **Erkenntnismehrwert**.

Diese zwei Eigenschaften stehen typischerweise in einer **Spannung** zueinander: Wenn Sie ein spannendes Ziel identifizieren, das Sie aber mit Ihren Mitteln nicht erreichen können, dann haben Sie am Ende gar nichts gezeigt. Wenn Sie hingegen ein sehr einfach zu erreichendes Ziel auswählen, können Sie in Ihrer Arbeit hieb- und stichfest dafür argumentieren, aber es ist wahrscheinlich ziemlich uninteressant.

Ihre Aufgabe ist es, diese beiden Werte in der Konzeption Ihrer Arbeit **auszutarieren**. In aller Regel werden Sie an beiden Parametern im Laufe Ihres Entwicklungsprozesses immer wieder schrauben. Dann ist es ganz besonders wichtig, *beide* im Blick zu behalten. Vielleicht fällt Ihnen auf, dass Ihre spannende Ausgangsidee überambitioniert ist und Sie grenzen sie auf ein kleineres Ziel ein. Aber ist *dieses* neue Ziel dann immer noch interessant? Oder finden Sie es nur interessant, weil Sie noch Ihre größere Ausgangsidee im Kopf haben, die Sie aber gar nicht mehr zu bearbeiten planen?

3. **Nicht passend zum Vorgehen**: Ein möglicher Stolperstein verbleibt, auch wenn Sie diese Balance gemeistert haben: Vielleicht formulieren Sie ein gutes Erkenntnisziel und Sie führen auch eine gute Argumentation durch – aber beides passt nicht zueinander: Ihr Vorgehen bringt Sie nicht zu dem Ziel, das Sie anfangs für Ihre Arbeit ausgewiesen haben. Dann landen Sie bei dem, was man landläufig „Themaverfehlung“ nennt.

2.2 Was bedeutet eigentlich ‚argumentieren‘?

▶ Video: Monty Python: Argument Clinic.

♪ Soundtrack: The Beatles: Because.

Nun sollen Sie also in Ihrer Arbeit für eine bestimmte Schlussfolgerung, die ihr Erkenntnisziel erfüllt, argumentieren. Klar, man sagt das so – aber was ganz genau ist eigentlich ein *Argument*?

Die Antwort darauf finden Sie – wie in allen wirklich wichtigen Fragen des Lebens – bei Monty Python’s Flying Circus: „An argument is a collective series of statements to establish a definite proposition.“ Das glauben Sie natürlich nicht und verlangen nach einer seriöseren Quelle, also bitte:

„Ein **Argument** ist eine **Folge von Aussagesätzen**, mit der der Anspruch verbunden ist, dass ein Teil dieser Sätze (die **Prämissen**) einen Satz der Folge (die **Konklusion**) in dem Sinne **stützen**, dass es rational ist, die Konklusion für wahr zu halten, falls die Prämissen wahr sind.“²

Ein (langweiliges, aber als Beispiel klassisches) Argument könnte dann etwa so aussehen:

- (1) Alle Griechen sind Menschen.
- (2) Sokrates ist ein Grieche.
- (3) Also: Sokrates ist ein Mensch.

Lassen Sie uns anhand dessen die obige Definition ganz kurz herunterbrechen.

Die drei Zeilen des Beispiels oben sind eine Folge von Sätzen. Sind sie Aussagesätze?

Aussagesätze sind Sätze, die prinzipiell entweder wahr oder falsch sind.

Das ist unabhängig davon, ob wir tatsächlich *wissen* oder *wissen können*, ob sie nun wahr oder eben falsch sind. Nehmen Sie folgendes Beispiel:

An dem Ort, an dem Sie diesen Satz gerade lesen, hat es vor exakt 3731 Jahren genieselt.

Es ist ausgesprochen unwahrscheinlich, dass wir jemals herausfinden können, ob dieser Satz nun wahr ist oder falsch. Aber es ist dennoch klar, dass er die *Art von Satz* ist, die entweder wahr oder falsch ist: Entweder es hat eben genieselt oder nicht. Damit ist es ein Aussagesatz.

Was sind *keine* Aussagesätze?

2 Ansgar Beckermann, *Einführung in die Logik*, 4. Aufl. (Berlin: De Gruyter, 2014), 4.

1. Kommst du heute Abend mit zu unserer Rock'n'Rawls-Party?
2. Yeah, endlich wieder Rawls lesen!
3. Gib mir doch bitte eben die *Theory of Justice* herüber.
4. Wer hätte gedacht, dass Rawls zu lesen so ein großartiges Vergnügen ist?
5. Hiermit erkläre ich das Rawls-Seminar für beendet.

Wie Ihnen auffallen wird, können wir von keinem dieser fünf Sätze sagen, dass sie entweder wahr oder falsch sind.³ Es mag sein, dass sie nur unter bestimmten Bedingungen *angemessen* sind oder *gelingen*. Wenn Sie sie aber darauf abklopfen möchten, ob Wahrheit tatsächlich der richtige Standard für das Gelingen des Satzes ist, hilft als praktischer Test die Frage: „*Das glaube ich nicht. Bist du dir sicher?*“⁴ Wenn diese Rückfrage schlichtweg keinen Sinn zu ergeben scheint, haben Sie höchstwahrscheinlich keinen Aussagesatz vor sich.

Zurück zu unserem Beispielargument: Die Aussagesätze darin stehen offensichtlich auch nicht nur zufällig nebeneinander, sondern sie sind miteinander durch einen bestimmten **funktionalen Zusammenhang verbunden**: (1) und (2) *sollen* zusammen *zeigen*, dass (3) wahr ist. (3) ist der Zielpunkt des Arguments: die **Konklusion** (die Sie belegen, schlussfolgern, stützen wollen). (1) und (2) sind die **Prämissen** des Arguments. Prämissen sind im Grunde nichts anderes als das, was man alltagssprachlich **Gründe** nennt. Zusammengenommen lassen die Gründe (1) und (2) es vernünftig erscheinen, (3) für wahr zu halten (wenn denn (1) und (2) selbst auch wahr sind).

Wissenschaftliche Texte variieren in dem Grade, zu dem sie solche Argumentationsstrukturen **explizit transparent** machen.

(Bsp. 1) „The argument for a right to the freedom to use drugs might be summarized thus:

Adults have a right to the freedom to live as seems good to themselves (within the limits of others' rights).

So, adults have a right to do dangerous things (provided they endanger only themselves).

Drug use endangers only the user.

Therefore, adults have a right to the freedom to use drugs.“⁵

(Bsp. 2) „Economic welfare claims and collective identity needs must also be satisfied for democracies to function over time. However, the normative basis of democracy as a form of organizing our collective life is neither the fulfillment of economic welfare nor the realization of a stable sense of collective identity. For just as the attainment of certain levels of economic welfare may be compatible with authoritarian political rule, so too anti-democratic regimes may be more successful in assuring a sense of collective identity than democratic ones.“⁶

3 (1) und (4) sind Fragen, (2) ist eine expressive Äußerung (wie „Buh!“ oder „Hurrah!“) und (3) eine Aufforderung. (5) sieht einer Aussage zum Verwechseln ähnlich, ist aber typischerweise eine performative Handlung: Wenn eine Dozentin diesen Satz sagt, trifft sie keine *Aussage darüber*, was der Fall ist – sie führt damit die Handlung des *Seminar-Beendens* durch und *verändert* damit, was in Bezug auf das Seminar der Fall ist.

4 Diese handliche Formulierung verdankt sich: Beckermann, *Einführung in die Logik*, 14.

5 Paul Smith, „Drugs, Morality and the Law“, *Journal of Applied Philosophy* 19, Nr. 3 (2002): 234, <https://doi.org/10/cqmt5t>.

6 Seyla Benhabib, „Deliberative Rationality [Sic] and Models of Democratic Legitimacy“, *Constellations* 1, Nr. 1 (1994): 27, <https://doi.org/10/bzm84t>.

(Bsp. 3) „Kann denn aber nicht die Bedeutung eines Wortes, die ich verstehe, zum Sinn des Satzes, den ich verstehe, passen? Oder die Bedeutung eines Wortes zur Bedeutung eines andern? – Freilich, wenn die Bedeutung der Gebrauch ist, den wir vom Worte machen, dann hat es keinen Sinn, von so einem Passen zu reden. Nun verstehen wir aber die Bedeutung eines Wortes, wenn wir es hören, oder aussprechen; wir erfassen sie mit einem Schlage; und was wir so erfassen, ist doch etwas Andres als der in der Zeit ausgehnte ›Gebrauch!‹“⁷

Es ist ziemlich klar, dass Sie die zentralen Argumente Ihrer Arbeit nicht in der ‚technischen‘ Form expliziter, nummeriert aufgelisteter Prämissen darstellen *müssen*. Zweifelsohne ist es meistens *stilistisch* eleganter, Argumente in einen Fließtext zu verpacken.

Allerdings kann die ‚mechanische‘ Wiedergabe eines Arguments für Sie durchaus *hilfreich* sein. Denn wenn es uns gelingt, ein Argument auf seine elementaren Bestandteile herunterzubrechen, dann wird es uns in aller Regel wesentlich leichter fallen, seine **Qualität zu bewerten** – es liegt ja sozusagen nackt ohne ablenkende Verpackung vor Ihnen. Das gilt sowohl für die Leser:innen Ihres Arguments als auch für sie selbst im Entwicklungs- und Schreibprozess.

Gute Argumente

Was aber macht Argumente denn nun gut oder schlecht? In unserer obigen Definition war davon die Rede, dass die Prämissen es vernünftig machen, die Konklusion für wahr zu halten. Was genau heißt das? Lassen Sie uns hier einen schnellen Blick auf zwei wichtige Grundkonzepte zur Bewertung deduktiver Argumente werfen und anschließend noch ansprechen, wie sie sich von induktiven Argumenten unterscheiden. Verweise auf gute ausführlichere Erklärungen finden Sie dann bei Interesse weiter unten.

Im Wesentlichen gibt es **zwei Gründe**, warum ein Argument schlecht sein kann: *Entweder* die Schlussfolgerung folgt einfach nicht aus den gelieferten Gründen – dann ist sozusagen die Struktur des Arguments defekt. *Oder* aber die Struktur ist intakt und die Schlussfolgerung würde durchaus aus den Prämissen folgen – es ist nur leider so, dass mindestens eine der Prämissen selbst nicht wahr ist. Und natürlich ist es immer nett, für solche Bewertungen einen Fachbegriff parat zu haben.

Ein Argument ist **gültig**, wenn es unmöglich ist, dass *alle Prämissen wahr* sind und zugleich die *Konklusion falsch* ist.

Solange Sie kein besonderes Interesse an formaler Logik haben, ist der praktischste Test dafür, sich zu fragen: Können Sie irgendeine kohärente Geschichte erzählen, in der es der Fall wäre, dass alle Prämissen wahr sind und die Konklusion gleichzeitig falsch ist? Wenn Ihnen trotz resoluter kreativer Anstrengungen nichts einfällt, haben Sie höchstwahrscheinlich ein gültiges Argument vor sich.

7 Ludwig Wittgenstein, „Philosophische Untersuchungen“, in *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, von Ludwig Wittgenstein, hg. von Wolfgang Breidert, Werkausgabe, Bd. 1 (1953; repr., Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984), Abs. 138.

- (1) Wenn heute Mittwoch ist, dann ist heute nicht Donnerstag.
- (2) Heute ist nicht Donnerstag.
- (3) Also: Heute ist Mittwoch.

Dieses Argument zum Beispiel ist *nicht gültig*. Wieso? Nehmen Sie einmal an, heute wäre Freitag. Dann wäre (1) wahr und es wäre (2) wahr, die Konklusion (3) aber wäre falsch.

- (1) Thüringen liegt in Deutschland.
- (2) Bamberg liegt in Thüringen.
- (3) Also: Bamberg liegt in Deutschland.

Dieses Argument hingegen ist *gültig*. Wenn (1) und (2) wahr wären, gäbe es schlechthin keine andere Möglichkeit, als dass (3) auch wahr ist. Aber natürlich gibt es ein Problem mit dem letzten Argument: Bamberg liegt nicht in Thüringen, sondern in Bayern. Eine der Prämissen des Arguments ist also nicht wahr. Ein solches Argument nennt man *nicht schlüssig*.⁸

Ein Argument ist **schlüssig**, wenn es gültig ist und alle seine Prämissen wahr sind.

Diese zwei Standards sind deshalb so hilfreich, weil sie Ihnen zwei Möglichkeiten, ein gegebenes Argument zu hinterfragen und zu kritisieren, vorgeben. Wenn Sie zum Beispiel ein Argument vor sich haben, dessen Konklusion Sie gerne ablehnen würden, dann haben Sie genau zwei Optionen: Entweder Sie müssen zeigen, dass die Schlussstruktur des Arguments fehlerhaft ist (nicht gültig) oder sie müssen mindestens eine Prämisse ablehnen (nicht schlüssig). Wenn Sie weder einen Strukturfehler noch eine falsche Prämisse finden können, müssen Sie die Konklusion akzeptieren.

Induktive Argumente

Was machen wir hingegen aus dem folgenden Argument?

- (1) An jedem Tag meines Lebens ging die Sonne am nächsten Tag wieder auf.
- (2) Also: Die Sonne wird auch morgen wieder aufgehen.

Klarerweise ist dieses Argument *nicht gültig*. Es könnte zum Beispiel sein, dass die Sonne in sehr langen Zeitzyklen plötzlich Aussetzer hat und nicht mehr aufgeht – das kam nur in meiner Lebensspanne noch nicht vor. Oder es könnte heute noch ein riesiger Asteroid auf der Erde einschlagen, der ihre Rotation unterbricht. Ist das Argument also schlecht?

Nein. Der Punkt ist: Es ist auch gar nicht so gemeint, dass es gültig sein soll. Während unsere bisherigen Beispiele *deduktive* Argumente zeigten, handelt es sich hier um ein **induktives** Argument. Solche Argumente sollen nicht zeigen, dass ihre Konklusion *notwendigerweise* oder *logisch* aus den Prämissen folgt. Sie sagen vielmehr aus, dass die Prämissen es **sehr wahrscheinlich** machen, dass

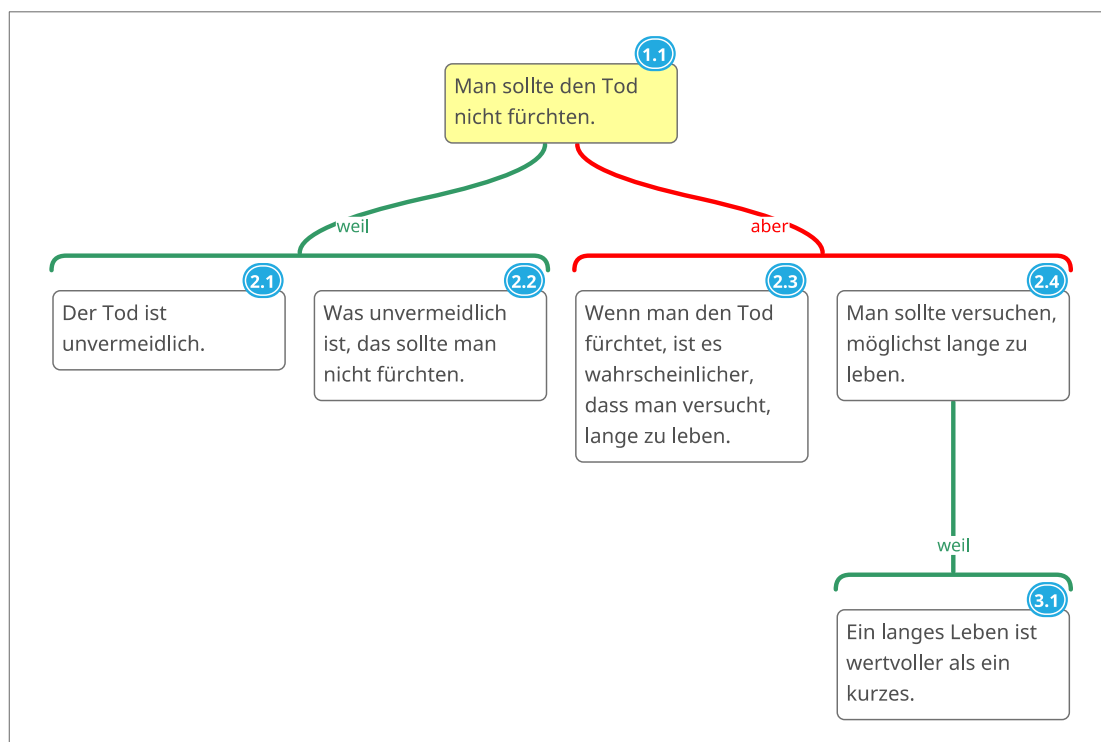
⁸ Das Argument wird im Übrigen auch dadurch nicht besser, dass die Konklusion (3) tatsächlich wahr ist. Denn *dieses* Argument dafür, dass Bamberg in Deutschland liegt, ist Unsinn.

die Konklusion wahr ist. Insofern es sehr wahrscheinlich erscheint, ist es auch vernünftig, die Konklusion für wahr zu halten. Je nachdem, *wie wahrscheinlich* die Prämissen die Konklusion machen, können induktive Argumente **stärker** oder **schwächer** sein.

Ein zentraler Gegenstand der Wissenschaftstheorie ist es, Qualitätsstandards für induktive Schlüsse zu entwickeln. In Ihrem Studium machen Sie das zum Beispiel, wenn Sie sich in den *Methoden empirischer Sozialforschung* mit research designs beschäftigen oder sich in Statistik fragen, unter welchen Bedingungen eine Generalisierung von einer Stichprobe auf eine Grundgesamtheit belastbar ist.

Argument mapping

Eine vielleicht auch für Sie hilfreiche Methode, wie man Argumente und insbesondere die Beziehungen zwischen einzelnen Argumenten in einer komplexeren Argumentationsstruktur übersichtlich abbilden kann, ist, Argumente in einer Mindmap aufzuschlüsseln. Das kann zum Beispiel so aussehen:



Hier zeigen grüne Verbindungen Begründungsbeziehungen zwischen Prämissen und einer Konklusion (1.1) an, rote hingegen Einwände. Zum Erstellen solcher Visualisierungen gibt es verschiedene Tools wie zum Beispiel [Mindmup](#) oder (falls ein wenig Code-Syntax Sie nicht abschreckt) [Argdown](#). Im Prinzip können Sie dasselbe aber auch auf einem Blatt Papier, einer Power-Point-Folie oder mit Post-Its an der Wand erreichen. Vielleicht hilft es Ihnen ja, die Beziehungen der einzelnen Teile Ihrer Arbeit so argumentativ mit einander in Beziehung zu setzen – probieren Sie es doch einfach einmal aus!

Weiterführende Ressourcen zu Argumentation

Eine hervorragende Einführung zu allen Fragen der Argumentation bietet Ihnen:

Sinnott-Armstrong, Walter und Robert J. Fogelin. *Understanding arguments: an introduction to informal logic*. 9. Aufl. Australia: Cengage Learning, 2015.

(Achtung: Googlen Sie bitte nicht nach dem Buch, sonst finden Sie einen vermutlich illegalen Volltext als PDF! Sie nutzen stattdessen die in der Unibibliothek verfügbaren Kopien.)

Zusammen mit Rob Neta hat Sinnott-Armstrong auch einen umfassenden Online-Kurs („Think Again: How to Reason and Argue“) zu den Themen des Buchs erstellt. Die Videos daraus finden Sie [hier](#) auf YouTube.

Ein paar knappe erste Informationen finden Sie auch hier:

Pryor, James. „Philosophical Terms and Methods: Some Good and Bad Forms of Argument“, 2013. <http://www.jimpryor.net/teaching/vocab/goodbad.html>.

———. „Philosophical Terms and Methods: Vocabulary Describing Arguments“, 2007. <http://www.jimpryor.net/teaching/vocab/validity.html>.

———. „Philosophical Terms and Methods: What is an Argument?“, 2006. <http://www.jimpryor.net/teaching/vocab/argument.html>.

Auf Deutsch könnten Sie beispielsweise zu Rate ziehen:

Kruse, Otto. *Kritisches Denken und Argumentieren*. UTB. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2017.

Betz, Gregor. *Argumentationsanalyse: Eine Einführung*. Philosophische Methoden. Stuttgart: J. B. Metzler, 2020.

Beckermann, Ansgar. *Einführung in die Logik*. 4. Aufl. Berlin: De Gruyter, 2014. **Daraus:** *Abschn. I: Grundbegriffe*.

Eine kurze Anleitung zur Visualisierung von Argumenten finden Sie hier:

Cullen, Simon, Adam Elga und Shamik Dasgupta. „Getting Started“. Philmaps, 2020. <https://maps.simoncullen.org/basics>.

Wenn Sie üben möchten, Argumente aus Textstellen herauszuarbeiten, finden Sie auf der obigen Website weiter unten auch einige Beispielaufgaben mit Musterlösungen in visualisierter Form. Auf der folgenden Seite finden Sie umgekehrt eine Reihe von Quizze, bei denen Sie Prämissen an die richtige Stelle innerhalb einer Argumentation einfügen müssen:

Thinker Analytix. *Argument Mapping Course*. <https://argumentmaps.org/>

2.3 Wie läuft das ab, eine Arbeit zu schreiben?

♪ *Soundtrack*: Led Zeppelin: Dazed and Confused.

♪ *Soundtrack*: Frank Sinatra: I Guess I'll Have to Change My Plan.

Ungefähr so:

Nachdenken, darüber reden (oder mehr nachdenken), Ideen sammeln, nachdenken, Ziel festlegen, nachdenken, Weg skizzieren, detaillierten Plan machen, Entwurf schreiben, nachdenken, überarbeiten, nachdenken, gegenlesen lassen, nachdenken, finalisieren, abgeben.

Das hilft Ihnen nicht weiter? Nun gut, ein paar Worte können wir dazu hier wohl noch verlieren.

Ideen finden

Behalten Sie im Kopf, dass wissenschaftliches Arbeiten im Kern auch eine **kreative Tätigkeit** ist: Sie müssen sich etwas ausdenken, was Sie zu etwas zu sagen haben und was man mit einem Thema anstellen könnte. Leider gehören kreative Prozesse nicht zu den transparentesten Phänomenen, für die man eine einfache Anleitung in fünf Schritten parat hat. Ein paar Punkte lassen sich daraus aber doch ableiten.

Stellen Sie sich kreatives Denken vielleicht ein bisschen wie Spielen vor. Gute Ideen kommen Ihnen am ehesten, wenn es Ihnen gelingt, **ungezwungen** über etwas nachzudenken – mögliche Wege auszuprobieren, Ideen nicht sofort zu beurteilen, sich gedanklich Bälle hin und her zu spielen. Alles, was Sie als **bedrohlich** empfinden, wird solchem Nachdenken in der Regel entgegenstehen: Zeitdruck, Panik, Versagensangst, übertriebene Ansprüche, unrealistische Zeitvorstellungen. Überlegen Sie, ob Sie Vorkehrungen treffen können, die solche Stressfaktoren in Ihrem Arbeitsprozess reduzieren.

Gleichzeitig sollten Sie dem Raum der Möglichkeiten, über den Sie nachdenken, auch irgendwelche **Grenzen** setzen. Wenn Sie sich einfach denken, dass Sie *irgendetwas* machen könnten, egal was, ist das Ergebnis meistens, dass Sie keine Ansatzpunkte haben, an denen erste Assoziationen andocken können, und sich durch die völlige Offenheit der Aufgabe eingeschüchtert fühlen.

Das bedeutet jedenfalls: Nehmen Sie sich Zeit zum **Nachdenken** und seien Sie sich bewusst, dass Denken tatsächlich Arbeit ist. Es ist nicht so, dass Sie zehn Forschungstexte zu einem Thema lesen und dann ein Dokument aufmachen und einfach anfangen, Ihre Gliederung aufzuschreiben. Vorher muss da Zeit sein, in der Sie sich Ideen durch den Kopf gehen lassen, überlegen, was Sie überhaupt machen könnten, Assoziationen bemerken, mögliche Aussagen in den Blick nehmen, sie ein wenig drehen und wenden, wieder verwerfen, andere notieren, auf dem Weg zum Einkaufen weiter darüber nachdenken.

Diesen Prozess müssen Sie allerdings nicht erst am Semesterende mit leeren Händen anfangen. Machen Sie es sich zur Angewohnheit, während eines Seminars, bei der Lektüre oder wo auch immer davon **Notiz zu nehmen**, wenn Sie über etwas stolpern, was Ihr Interesse weckt, wenn Sie eine Frage haben, Ihnen ein Kommentar einfällt, den man zu etwas machen könnte. Halten Sie das irgendwo fest, wo Sie es zuverlässig wiederfinden. Dann haben Sie für die Suche nach Ihrem Hausar-

beitsthema zumindest schon ein paar erste Ansatzpunkte. Selbst wenn Sie diese letztlich nicht nutzen, haben Sie nicht die Panik, *keinerlei Ideen* zu haben.

Notizen müssen Sie nicht nur zeilenweise in einem Dokument erfassen. Vielleicht hilft es Ihnen auch, Ideen zu **visualisieren** und Verbindungen herzustellen, indem Sie Mindmaps (bzw. concept maps) zeichnen oder Post-Its über Ihre Wand verteilen.

Außerdem kann es sowohl auf der Suche nach Ideen als auch für zum Abklopfen Ihrer Ansätze enorm hilfreich sein, mit anderen **über Ihr Thema zu reden**. Einerseits zwingt Sie das dazu, das, was in Ihrem Kopf herumschwirrt, zu artikulieren und Ihre Sichtweise zu erklären. Manchmal sieht wirkt sie dann ganz anders als zuvor. Andererseits kommen Sie im Dialog mit jemandem, der einen anderen Blickwinkel hat, auch häufig auf neue Ideen, wie man etwas betrachten könnte oder Ihnen fällt auf, dass eine Sichtweise von Ihnen für andere gar nicht so selbstverständlich ist wie für Sie – vielleicht lässt sich dann mehr dazu sagen.

Eine schwierige Balance in diesem Stadium ist diejenige zwischen **Beharrungskraften** und **Flexibilität**: Einerseits sollten Sie eine Ausgangsidee, die Sie spannend finden und an der Sie nun ein wenig gearbeitet haben, nicht bei der erstbesten Schwierigkeit verwerfen. Wahrscheinlich gab es einen guten Grund, warum Ihnen das interessant erschien – dann lohnt es sich auch, am Ball zu bleiben und diesen interessanten Punkt herauszuschälen. Andererseits sollten Sie sich soweit irgend möglich auch immer die Offenheit dafür behalten, Ihre Idee zu verwerfen und nach einer Alternative zu suchen. Es kann verlockend sein, sich durch die Energie, die Sie bereits (zeitlich oder emotional) in eine Idee investiert haben, daran gebunden zu fühlen. Wenn das aber dazu führt, dass Sie immer noch mehr Energie in etwas investieren, womit Sie auf keinen grünen Zweig kommen, haben Sie auch nichts gewonnen.

Schreibprozess

Manche Menschen schreiben einen Text strikt **von vorne nach hinten** durch. Andere fangen erst an zu schreiben, wenn sie genau wissen, was sie an welcher Stelle sagen müssen und arbeiten lange an einer **detaillierten Gliederung** und Stichpunkten. Wieder andere legen sich Ihre Gliederung als **Überschriften** an und springen dann jeweils zu dem Abschnitt, zu dem sie gerade etwas zu schreiben wissen. Schließlich gibt es manche, die in einem großen Sammeldokument kürzere und längere Abschnitte zu dem, was Ihnen gerade durch den Kopf geht, schreiben und daraus am Ende wie im Filmschnitt die eigentliche Arbeit **zusammenmontieren**.

Der allgemeinste Ratschlag ist hier:

Probieren Sie verschiedene Prozesse aus und **beobachten** Sie gezielt, was für Sie funktioniert und was Ihnen Probleme bereitet.

Wenn Sie mit einer Runde Hausarbeiten fertig sind, haken Sie das Thema Schreiben nicht ab und verstauen es bis zum nächsten Semester im Schrank, sondern blicken Sie noch einmal zurück: Was lief gut? Was könnten Sie machen, um die Probleme von diesem Semester nächstes Semester nicht wieder zu haben?

Wie auch immer Ihr persönlicher Schreibprozess aussieht – entscheidend ist: Das Endergebnis, Ihre Arbeit, ist *kein* Entstehungsprotokoll Ihrer Arbeit. Vielleicht hatten Sie am Anfang drei mögliche

Endpunkte im Kopf, zwischen denen es sich zu entscheiden galt, dann kam Ihnen auf Seite vier Ihres Entwurfs plötzlich ein neuer Gedanke, der die Richtung Ihrer Arbeit verändert hat. Das ist normal. Wissenschaftliches Arbeiten ist durchaus auch ein **chaotischer Prozess**. Ihre fertige Arbeit ist aber **kein Abbild** dieses Prozesses. Ihre fertige Arbeit beinhaltet nur das, wohinter Sie am Ende dieses Prozesses stehen. Sie sollte vom Anfang bis zum Ende einen einzigen klaren roten Faden verfolgen und den Eindruck vermitteln, dass Sie vom ersten Wort an wussten, wo Sie hin möchten und was genau auf dem Weg dorthin gleich passieren wird. Das Chaos, durch das Sie in Wirklichkeit gegangen sind, interessiert Ihre Leser:innen nicht. Der Mehrwert, den Ihre Arbeit anbietet, ist gerade, dass andere nicht selbst durch diesen Prozess gehen müssen, sondern von Ihnen eine klare, transparente Darstellung Ihrer finalen Argumentation bekommen.

Das bedeutet vor allem auch: Nur weil Sie einmal etwas geschrieben haben, ist es **noch lange nicht fertig**. Um eine Binsenweisheit zu zitieren: *writing is rewriting*.

„Ja, wir werden alles noch einmal in Frage stellen. Und wir werden nicht mit Siebenmeilenstiefeln vorwärtsgehen, sondern im Schneckentempo. Und was wir heute finden, werden wir morgen von der Tafel streichen und erst wieder anschreiben, wenn wir es noch einmal gefunden haben. Und was wir zu finden wünschen, das werden wir, gefunden, mit besonderem Mißtrauen ansehen.“⁹
(Bertolt Brecht: *Leben des Galilei*)

Planen Sie von Anfang an ein, dass Sie das, was Sie einmal in Entwurfsfassung geschrieben haben, danach noch mindestens einmal, vielleicht eher mehrfach überarbeiten werden. Stellen Sie sicher, dass alles miteinander zusammenhängt und die Übergänge jederzeit klar sind, auch wenn man nicht (wie Sie) Ihre Absichten im Kopf hat. Verschieben Sie notfalls Abschnitte an eine bessere Stelle und stellen Sie sicher, dass danach wieder alles zusammenpasst. Achten Sie darauf, ob Sie das, was Sie an einer Stelle ankündigen, später auch tatsächlich genau so machen. Machen Sie Ihre Formulierungen einfacher und präziser und dröseln Sie verschachtelte Sätze auf. Klopfen Sie alles auf Missverständlichkeit ab. Und wenn Sie irgendeine Möglichkeit dazu haben: Lassen Sie jemand anderen Ihre Arbeit **gegenlesen** und holen Sie sich Feedback dazu ein.

Ein Exposé schreiben

Manchmal wird von Ihnen in einem Seminar verlangt, ein Exposé für Ihr Hausarbeitsvorhaben zu schreiben. Auch wenn das nicht der Fall ist, kann ein Exposé ein hilfreicher Zwischenschritt für Sie sein, um Ihren Plan für Ihre Hausarbeit festzuhalten und Ihre Gedanken zu ordnen. Außerdem ist ein knappes Exposé eine hervorragende Grundlage, um Ihr Vorhaben in einer Sprechstunde zu besprechen. Spätestens in der Entwicklung Ihrer Abschlussarbeit sollten Sie darauf zurückgreifen.

Wie könnte ein Exposé für Ihre Arbeit aussehen? Handelt es sich um eine Prüfungsleistung, berücksichtigen Sie bitte die Vorgaben Ihres:r Dozent:in. Im Allgemeinen wäre aber ein sinnvoller Aufbau:

- Beschreiben Sie knapp und präzise Ihr **Erkenntnisziel** (1 Absatz)
- Begründen Sie kurz, was Sie an diesem Erkenntnisziel **interessant** finden bzw. vor welchem Hintergrund es relevant ist (1 Absatz)

9 Bertolt Brecht, „Leben des Galilei“, in *Stücke 3*, Gesammelte Werke 3 (Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967), 1311.

- Beschreiben Sie kurz, wie Sie zur Erreichung Ihres Ziels **vorgehen** werden und, falls dies nicht schon in Ihrem Erkenntnisziel spezifiziert ist (v.a. wenn Sie es als Frage formulieren), welche **Ergebnisse** sich aktuell davon erwarten (1 Absatz)
- Verdeutlichen Sie Ihr Vorgehen an einem vorläufigen, aber aussagekräftigen **Gliederungsentwurf** (nicht nur „Einleitung“, „Hauptteil“, „Schluss“ – im Zweifelsfall beschreiben Sie die Gliederungspunkte jeweils mit einem kurzen Satz).
- Hilfreich kann es zudem sein, Ihre nächsten **Arbeitsschritte** zu skizzieren. Versuchen Sie diese dann so konkret wie möglich zu halten – etwas, was Sie wirklich angehen könnten.
- Abschließend können Sie zudem vorläufig **Literatur** anführen, die Sie für die Bearbeitung Ihres Vorhabens für wichtig halten.

Weiterführende Ressourcen zum Schreibprozess

Nähere Informationen und Tipps zum Schreibprozess finden Sie zum Beispiel in:

Kruse, Otto. 2018. *Lesen und Schreiben*. 3., überarb. und erw. Aufl. UTB. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft. **Insbesondere** Kap. 3: Schreiben.

The Writing Center, University of North Carolina at Chapel Hill: *Brainstorming*.
<https://writingcenter.unc.edu/tips-and-tools/brainstorming/>.

The Writing Center, University of North Carolina at Chapel Hill: *Reorganizing Drafts*.
<https://writingcenter.unc.edu/tips-and-tools/reorganizing-drafts/>.

Berkeley Student Learning Center: *Pre Writing / Developing a Topic*. <https://slc.berkeley.edu/writing-worksheets-and-other-writing-resources/pre-writing-developing-topic>.

Prokrastination

Wenn man schon von Schreibprozessen spricht, sollte man auch gleich von Prokrastination sprechen. Hier finden Sie Hilfestellungen dazu:

Wartenberg, Rolf. *Von der Prokrastination zur Produktivität: Eine Strategie gegen das Aufschieben*. Oldenburg: Psychologischer Beratungs-Service Oldenburg, 2016.
<https://www.studentenwerk-oldenburg.de/de/beratung/psychologischer-beratungsservice/themen-und-materialien/prokrastination.html>.

———. *Arbeitsgewohnheiten im Studium: Anregungen für Problemlöser*. Oldenburg: Psychologischer Beratungs-Service Oldenburg, 2017.
<https://www.studentenwerk-oldenburg.de/de/beratung/psychologischer-beratungsservice/themen-und-materialien/arbeitschwierigkeiten.html>.

Projekt Prokrastinationspraxis. Freie Universität Berlin.
<https://www.fu-berlin.de/sites/studienberatung/projekte/Projekt-Prokrastinationspraxis/index.html>.

„Wieder mal abgelenkt? Probier es doch mal mit Deep Work!“ *Studier- und Medienkompetenz Online*. Universität Hamburg. <https://sumo.blogs.uni-hamburg.de/?p=7089>.

2.4 Was macht einen guten wissenschaftlichen Text aus?

Wenn Sie nur eine Idee aus dieser Handreichung mitnehmen und sich tief in Ihren Kopf einbrennen, dann lassen Sie es bitte diesen Ratschlag von James Pryor sein:

„Stellen Sie sich vor, Ihr Leser sei **faul, dumm und gemein**. Er ist *faul*, weil er keine Lust hat herauszufinden, was Ihre verschlungenen Sätze genau bedeuten und was Ihr Argument ist, wenn es nicht schon offenkundig da steht. Er ist *dumm*, also müssen Sie ihm alles, was Sie sagen, in einfachen, mundgerechten Stücken erklären. Und er ist *gemein*, also wird er Ihren Text nicht wohlwollend lesen. (Wenn zum Beispiel etwas, das Sie sagen, auf mehr als eine Weise verstanden werden kann, wird er annehmen, dass Sie das gemeint haben, was am wenigsten plausibel ist.)“¹⁰

Wenn Sie beim Schreiben Ihrer Arbeit einen solchen Leser im Kopf haben, sind Sie schon einmal auf einem guten Weg. Auf einen noch etwas besseren kommen Sie, wenn Sie weiterlesen.

Fokus

♪ *Soundtrack*: Queen: One Vision.

Sie erinnern sich: Das **Erkenntnisziel** ist *Daseinszweck* und *Organisationsprinzip* Ihrer Arbeit: Alles, was Sie in der Arbeit tun, folgt daraus und muss sich darauf beziehen. Jeder Schritt in Ihrer Arbeit muss sich seinen Platz durch einen Beitrag zu Ihrem Erkenntnisziel verdienen. Tun Sie so, als müssten Sie jeden Punkt gegen einen Kritiker, der Ihren Text zusammenstreichen will, verteidigen:

Können Sie begründen, warum es diesen Schritt zwingend braucht, um an Ihr Ziel zu kommen? Wenn nicht, **lassen Sie ihn raus**.

Dazu brauchen Sie natürlich einen guten Überblick, wie Ihre einzelnen Schritte mit Ihrem Erkenntnisziel zusammenhängen – vielleicht hilft es Ihnen dabei, die argumentative Struktur Ihrer Arbeit zu visualisieren (→ Argument mapping).

Zumindest in kürzeren Hausarbeiten und in Essays sollten Sie sich zudem immer fragen:

Verfolgen Sie in Ihrer Arbeit an jeder Stelle **ein Ziel**? Oder eröffnen Sie an einer Stelle einen Nebenschauplatz, der eigentlich sein eigenes Ziel verfolgt?

Wenn Letzteres der Fall ist, streichen Sie ihn und konzentrieren Sie Ihre Kräfte auf Ihre eigentliche Aufgabe. Wenn Sie zeigen wollen, dass Sie interessante Querverbindungen erkannt haben, denen man weiter nachgehen könnte, können Sie das in Maßen in Fußnoten tun.

¹⁰ James Pryor, „Guidelines on Writing a Philosophy Paper“, 6. September 2012, <http://www.jimpryor.net/teaching/guidelines/writing.html>; eigene Übersetzung.

Metadiskurs und Strukturmarker

♪ *Soundtrack*: Gerry and the Pacemakers: How Do You Do It.

♪ *Soundtrack*: Marvin Gaye: What's Going On.

Wichtig ist aber nicht nur, dass *Sie* wissen, dass jeder Teil Ihrer Arbeit zur Erreichung ihres Ziels beiträgt und wie er das tut. Genau das muss auch *Ihrer Leserin* klar sein.

Lassen Sie Ihren Leser nie im Unklaren darüber, welche genaue **Funktion** das, was Sie gerade tun, in Ihrem **Gesamtvorhaben** erfüllt.

Dafür ist es notwendig, dass Sie nicht nur tun, was Sie eben tun, sondern auch *sagen*, was Sie tun. Setzen Sie nicht voraus, dass das schon offensichtlich ist. Selbstverständlich ist es *für Sie* offensichtlich, weil Sie die ganze Zeit über Ihre Arbeit nachdenken. Ihr Job ist aber, sicherzustellen, dass es auch für jemanden offensichtlich ist, der Ihrer Arbeit gerade zum ersten Mal begegnet. (Sie wissen schon: dumm, faul und gemein.)

Um das zu erreichen, stehen Ihnen vor allem zwei Werkzeuge zur Verfügung: Erstens können Sie an bestimmten Stellen schlichtweg beschreiben, wie Ihre Arbeit aufgebaut ist. Das sollten Sie in aller Regel für die gesamte Arbeit einmal gegen Ende Ihrer → *Einleitung* tun (ein Beispiel finden Sie dort im nächsten Abschnitt).

Solche Meta-Anmerkungen über den Aufbau Ihrer Arbeit können Sie aber (abhängig von der Länge Ihrer Arbeit) durchaus auch danach zwischendurch immer wieder sinnvoll einsetzen – immer dann, wenn Sie einen wesentlichen Abschnitt abgeschlossen haben und sich nun einem neuen Schritt zuwenden. Zum Beispiel so:

I now turn to the second part of this article, in which its main argument against anti-cosmopolitanism will be put forward. I will show why we should understand (3) in the weak sense (and weaker still than David Miller does), and that we should be sceptical towards basing decidedly anti-cosmopolitan conclusions on these grounds. I will begin this by saying more about how we should understand the concept of sharing a national identity.¹¹

Genauso können Sie an einzelnen Stellen Ihrer Arbeit, deren Zweck man auf verschiedene Weisen verstehen könnte, Ihre Absichten explizit klären:

In doing so, I will engage empirical materials for illustrative purposes, resorting primarily to [...]. However, the subsequent discussion neither aims to analyse these cases comprehensively nor is it meant to provide a basis for inductive inferences about key features of far-right movements in general. Rather, I aim to illustrate how different theoretical lenses can bring to shine certain features and similarities in these cases.¹²

11 David V. Axelsen, „The State Made Me Do It: How Anti-Cosmopolitanism Is Created by the State“, *Journal of Political Philosophy* 21, Nr. 4 (Dezember 2013): 460, <https://doi.org/10.1111/jopp.12005>.

12 Moritz Schulz, „What are the key features of far-right movements today?“, unveröffentlichtes Manuskript.

Häufig geschieht das, um die Reichweite Ihres Vorhabens einzugrenzen. In folgendem Beispiel wird dies mit einer Erklärung der Argumentationsstruktur verknüpft:

I will not pursue these lines of argument, however. This does not mean that I think the assumptions made in the argument are unproblematic or immune to critique. Rather, I aim to show that rejecting one of the assumptions does not entail rejecting the central argument of this article. Rather, if one denies one or more of the assumptions made in the argument, this will simply give one further reason to accept my claims.¹³

Das zweite Werkzeug, mit dem Sie Ihrem Text eine transparente Struktur geben können, besteht in unscheinbaren kleinen Wörtern. Tatsächlich kommunizieren Sie die Struktur Ihres Textes oft schon nebenbei, ohne darauf zu achten – das können Sie verbessern, indem Sie bewusst darauf achten, argumentative Verknüpfungen und Gegenüberstellungen herzustellen:

Negative Vergleiche: demgegenüber; im Unterschied dazu; einerseits ... andererseits; anders als X; während; wohingegen; ...

Positive Vergleiche: gleichermaßen; genauso; gleichlaufend; ähnlich; ...

Mehr vom selben: darüber hinaus; außerdem; zudem; aufbauend auf; des Weiteren; ...

Zurückweisung: dessen ungeachtet; allerdings; trotzdem; obwohl; dennoch; jedoch; aber; ...

Begründungen: weil; da; aus diesem Grund; unter Berücksichtigung von; gegeben dass; vorausgesetzt dass; unter der Bedingung dass; abhängig von; ...

Schlussfolgerungen: daher; somit; deshalb; also; sodass; folglich; daraus folgt, dass; ...

Reihungen mehrerer Punkte können Sie außerdem gezielt ankündigen und gliedern:

Gegen dieses Argument können drei naheliegende Einwände erhoben werden. Erstens [...]. Zweitens [...]. Zuletzt [...].

13 Axelsen, „The State Made Me Do It“, 460.

Einleitung

♪ *Soundtrack*: Radiohead: No Surprises.

♪ *Soundtrack*: Queen: It's a Miracle.

Eine vollständige¹⁴ Einleitung erfüllt im Kern drei Funktionen:

1. Sie macht klar, **was Sie tun** werden (Erkenntnisziel und Roadmap).
2. Sie macht klar, warum Ihr Vorhaben **interessant** und **relevant** ist.
3. Sie situiert Ihr Vorhaben in dem **Kontext**, der erforderlich ist, um (1) und (2) zu verstehen.

Die **Reihenfolge** dieser Elemente ist ganz Ihnen überlassen. Meistens macht es jedoch Sinn, die Einleitung mit der ‚**Roadmap**‘ zu beenden – also einem Absatz, in dem Sie die Struktur Ihrer Arbeit beschreiben. Idealerweise sollte diese ‚Kartierung‘ Ihrer Arbeit aber nicht einfach nur auflisten, welche Teile nacheinander kommen, sondern auf funktionale Zusammenhänge abzielen (→ Metadiskurs und Strukturmarker).

Werfen wir ein Blick auf ein Beispiel einer sehr kondensierten Einleitung, die dennoch alle drei Funktionen abdeckt:

These days, **most ethicists agree** that at least some nonhumans have interests that are of direct moral importance. [*Fußnote mit Belegen*] That is to say, there are at least some non-human interests that make a moral claim on us. **Yet** with very few exceptions, both climate ethics and climate policy have operated as though **only human interests** should be considered in formulating and evaluating climate policy. **In this paper I argue** that the anthropocentrism of current climate ethics and policy cannot be justified in light of well-explored and widely accepted understandings of the relevant concepts and principles within contemporary ethics.

In what follows, I **first** describe the ethical claims upon which my analysis rests, arguing that they are no longer controversial within contemporary ethics. **Next** I review work in climate ethics and policy, demonstrating the absence of consideration of nonhuman interests in both domains. **Finally**, I consider five possible justifications for omitting nonhuman interests in the evaluation climate policy options, arguing that none of these arguments succeeds.¹⁵

Im ersten Satz summiert die Autorin extrem knapp einen Forschungsstand, insoweit als er für ihr Vorhaben relevant ist. Der zweite Satz klärt die Bedeutung eines zentralen Konzepts dafür. Der dritte Satz stellt eine Beziehung zwischen dem Forschungsdiskurs aus dem ersten Satz und einem wei-

14 In kurzen Essays müssen Sie die Einleitung aus Platzgründen sehr knapp halten, sodass Sie vermutlich nicht alle Funktionen erfüllen können. Dennoch ist es sinnvoll, sich einmal zu fragen, ob sie diese Punkte irgendwie sehr kurz abdecken könnten.

15 Katie McShane, „Anthropocentrism in Climate Ethics and Policy“, *Midwest Studies In Philosophy* 40, Nr. 1 (2016): 189–90, <https://doi.org/10.1111/misp.12055>.

teren Diskurs her. Zugleich zeigt er einen überraschenden Kontrast auf: die Forschungslücke, in die dieser Aufsatz stoßen kann und die ihn interessant macht. Der vierte Satz sagt dann, wie er das macht: Er benennt die zentrale These (das Erkenntnisziel) des Textes. Der darauffolgende Absatz ist die ‚Roadmap‘.

Folgendes Beispiel zeigt, dass Sie diese Kernfunktionen auch in einer **äußerst kurzen** Einleitung (wie bspw. für einen Essay) berücksichtigen können:

The basic message of this article is that, as far as distributive justice is concerned, *enough is enough*. In what follows, I will elaborate on this brief statement, and in so doing, mount a defence of a particular version of the principle of sufficiency. Although versions of the sufficiency principle have been defended by several authors, [Fußnote mit Beleg] it is still in need of further elaboration. My aim here is to provide a restated account of the principle that renders it invulnerable to the brunt of the forceful criticisms that have recently been launched against it.¹⁶

Der erste Satz ist die These, die durch den zweiten Satz spezifiziert wird, welcher zugleich den Textaufbau grob andeutet. Der dritte und der vierte Satz setzen das Vorhaben in Beziehung zur Literatur und begründen die Notwendigkeit / Relevanz des Vorhabens.

Wie Sie am letzten Beispiel sehen, sind die Kontextualisierung des Vorhabens und eine ausführlichere Roadmap die ersten Streichungskandidaten, wenn Sie Platz einsparen müssen. Die Zielsetzung Ihrer Arbeit können Sie schließlich auf keinen Fall weglassen und irgendwie motivieren sollten Sie Ihr Unterfangen auch.

Haben Sie hingegen etwas mehr Platz, können Sie auch mehr **Kontext** für Ihr Vorhaben einbauen. Wichtig ist dabei aber, dass Sie dies trotzdem immer gezielt tun – laden Sie nicht einfach angesammelten Literaturschutt ab, sondern zeichnen Sie ein kleines Bild, in das Ihre Arbeit dann genau hineinpasst wie die fehlende Kirsche am Cocktailglas. Häufig versuchen Autor:innen in diesem Sinne, den Forschungsstand so darzustellen, dass er eine Frage aufwirft, die dann die Relevanz Ihres Textes begründet (was natürlich auch einigermmaßen plausibel sein sollte):

The principle of proportionality started its triumphal march through human and constitutional rights law roughly a half century ago. [Fußnote mit Belegen] Surprisingly, however, it was only relatively recently that it began to attract the attention of constitutional rights theorists; [Fn. mit Belegen] and even more recently, some opposition to the principle has begun to form. [Fn. mit Belegen] So there are now a number of theories trying to demonstrate that proportionality is a valuable doctrine, and there are a few attempts to show the opposite. This paper does not directly contribute to this debate but rather hopes to open up a new field of discussion by directly engaging with the critics of proportionality. Rather than making a positive case for proportionality or a negative case against it, it examines the arguments of the critics of proportionality and asks whether they make a coherent case for rejecting it.¹⁷

16 Robert Huseby, „Sufficiency: Restated and Defended“, *Journal of Political Philosophy* 18, Nr. 2 (Juni 2010): 178, <https://doi.org/10.1111/j.1467-9760.2009.00338.x>.

17 Kai Möller, „Proportionality: Challenging the Critics“, *International Journal of Constitutional Law* 10, Nr. 3 (1. Juli 2012): 709–10, <https://doi.org/10.1093/icon/mos024>.

Schlussteil

♪ *Soundtrack*: The Beatles: Things We Said Today.

Eine tatsächlich nur ein wenig zu simple Binse des akademischen Schreibens geht so: In der Einleitung sagen Sie, was Sie tun werden. Im Hauptteil tun Sie es. Im Schluss sagen Sie, dass Sie es getan haben. Der Schlussteil, hört man manchmal, sei eine Einleitung in der Vergangenheitsform.

Im Kern ist das richtig. Im Schlussteil Ihrer Arbeit fassen Sie die Ergebnisse Ihrer Argumentation unter Berücksichtigung Ihrer Argumentationsstruktur zusammen: Wiederholen Sie, **was** aus Ihrem Essay folgt (Konklusion entsprechend Ihrem Erkenntnisziel aus der Einleitung) und **wie** das, was Sie in Ihrem Essay getan haben, einen dazu bringt, diese Schlussfolgerung nunmehr für wahr (bzw. für begründet) zu halten. Nutzen Sie den Schluss *nicht* dazu, noch neue Ideen oder Argumente einzubringen, die für Ihr Erkenntnisziel relevant sind.

Sollten Sie den Raum dafür haben, können Sie nach diesem Resümee spiegelbildlich zur Einleitung Ihre Arbeit wiederum in einen passenden Kontext einbetten – z.B. indem Sie sich auf die Kontextualisierung aus der Einleitung zurück beziehen und uns so daran erinnern, in welcher Weise genau Ihr Ergebnis interessant ist, oder relevante Implikationen Ihrer Ergebnisse aufzeigen. Wie überall gilt aber auch hier: Wenn Ihnen nur pure Floskeln einfallen („... verdient es, über die Grenzen dieser Arbeit hinaus Gegenstand weiterer Forschung zu werden“), lassen Sie es lieber weg.

In folgendem Beispiel finden Sie genau diese beiden Elemente widergespiegelt:

This essay has provided a moral defence of the culture of justification, that is, the idea that all laws and other acts of the state that affect a person must be substantively justifiable to that person and that individuals can rely on their constitutional rights to enforce this in court. As has become clear, the culture of justification is not only an influential idea and empirically successful practice in various liberal democracies around the world; it is also morally justifiable and indeed morally obligatory. My argument to this effect has relied on three building blocks. First and foremost, the foundation of the culture of justification lies in the fundamental status of each person as a justificatory agent, that is, an agent who has a right to justification. Second, it follows from the existence and moral relevance of reasonable disagreement that the right to justification demands that any act that affects a person be (at least) reasonable. Third, the status of persons as justificatory agents, that is, agents who can demand acceptable reasons, implies that the right to justification must be institutionally protected; in other words, the existence of judicial review is required as a matter of principle.

What follows? The moral appeal of the culture of justification gives, in particular, judges and public law scholars good reason to continue with the project that, as Cohen-Eliya and Porat have shown, is already in full swing in the liberal democratic world: the gradual transformation and reinterpretation of constitutional law and doctrines so as to make them consistent with the requirements of the culture of justification. This includes [...]. This development towards a culture of justification is of great moral importance: we owe it to others and to ourselves, as justificatory agents, to make it a success.¹⁸

18 Kai Möller, „Justifying the Culture of Justification“, *International Journal of Constitutional Law* 17, Nr. 4 (31. Dezember 2019): 1096–97, <https://doi.org/10/gg2c32>.

Schreibstil

♪ *Soundtrack*: The Animals: Don't Let Me Be Misunderstood.

Keine Frage – ein stilistisch geschliffener Text bereitet beim Lesen immer mehr Freude als eine ungelente Wortwüste. In der Tat gibt es durchaus Wissenschaftler:innen, denen elegante Texte Mal um Mal gelingen, die ihnen ihren persönlichen Ton einschreiben und sie mit Witz abrunden. Darüber sollten Sie sich in Ihrer Arbeit allerdings wohl keine Sorgen machen, solange Ihr Text einigermaßen angenehm lesbar ist. (Sollten Sie an Ihrem Schreibstil arbeiten wollen, ist immer ein guter Ausgangspunkt, mit einem Blick auf Stil zu lesen: Nehmen Sie Notiz, wenn Texte Ihnen besonders gut geschrieben erscheinen und beobachten Sie, was diese Verfasser:innen machen.)

Neben solcherlei Eleganz gibt es aber eine stilistische Tugend, die Sie unbedingt anstreben sollten und die sie anderen stilistischen Zielen nicht unterordnen sollten: die **Klarheit** Ihres Textes. Stellen Sie es sich so vor: In wissenschaftlicher Betätigung geht es darum, in irgendeiner Form Erkenntnisse und Wissen zu generieren oder zu bewegen – es geht also um Inhalte, um das, *was* Sie sagen. Da Sie Ihre Einsichten aber nicht telepathisch übertragen können, müssen Sie sie in der ‚Verpackung‘ eines Textes kommunizieren. Diesen Text sollten Sie aber so gestalten, dass der Inhalt (um den es eigentlich geht!) möglichst leicht zugänglich ist. Wenn Ihre Leser:innen ihre Energie darin investieren müssen, sich durch die Verpackung Ihrer Ideen zu schälen, verschwenden sie Energie, die Sie mit dem Nachdenken über die eigentlichen Aussagen verbringen könnten. Gleichzeitig ist es in Ihrem Interesse, Ihre Ideen so offen wie möglich auf den Tisch zu legen: Im kooperativen Unterfangen der Wissenschaft möchten Sie es anderen möglichst leicht machen, Ihre Ideen beurteilen zu können und darauf zielgerichtet zu reagieren, damit Sie gemeinsam vorwärts kommen.

Schwer zu verstehen sollte in einem wissenschaftlichen Text möglichst nie sein, *wie* Sie etwas sagen, sondern allenfalls *was* Sie sagen.

Sie wissen schon: der dumme, faule und gemeine Leser von James Pryor. Oder in den Worten von Karl Popper:

„Wer's nicht einfach und klar sagen kann, der soll schweigen und weiterarbeiten, bis er's klar sagen kann.“¹⁹

Ein paar detaillierte Punkte verdienen es, an dieser Stelle noch erwähnt zu werden:

- Es ist wirklich nichts verkehrt daran, in wissenschaftlichen Texten das Wort „**ich**“ zu verwenden. (Schauen Sie allein in die obigen Beispiele!) Natürlich sollen Sie keine autobiographische Erlebniserzählung schreiben, aber das hängt ja nicht an dem Personalpronomen.
- Wenn es einen etablierten **Fachbegriff** gibt, der genau das bezeichnet, worum es Ihnen geht oder wenn Sie einen Begriff für Ihre Zwecke definiert haben, dann bleiben Sie bei genau diesem Begriff – auch wenn er im Zweifelsfall in jedem zweiten Satz vorkommt. Das ist allemal

19 Karl Popper, *Auf der Suche nach einer besseren Welt* (München: Piper, 1984), 100.

besser, als Verwirrung darüber zu stiften, ob Sie mit einem anderen Ausdruck nun dasselbe oder doch etwas anderes meinen.

- Vermeiden Sie **Plattitüden** und Floskeln. Wenn es darin etwas gibt, was Sie wirklich sagen wollen, dann sagen Sie es präzise, mit eigenen Worten und überzeugend. Plattitüden beziehen ihre vermeintliche Überzeugungskraft aus ihrer Vagheit (etwas daran stimmt schon irgendwie) und daraus, dass man sie einfach schon so oft gehört hat, dass sie gewohnt und deshalb irgendwie wahr klingen. Beides ist essentiell unwissenschaftlich. Besonders häufig tummeln sie sich in Einleitung und Schluss: „Seit jeher ist Gerechtigkeit für Menschen ein wichtiges Thema.“ – „Wir leben in einer zunehmend komplexen Welt.“ – „In der heutigen Zeit gibt es immer mehr Populismus.“ Etc.
- Seien Sie sehr, sehr kritisch gegenüber **vagen** Formulierungen („manche“, „häufig“, „meistens“, „immer mehr“, „man“ ...). Hinterfragen Sie insbesondere unscharfe Kategorien („westliche Staaten“, „moderne Demokratien“, „populistische Rhetorik“) und vermeiden Sie im Normalfall impersonale und passivische Aussagen, wenn es einen **Agens** gibt („es wird argumentiert“, „die Philosophie sagt“, „es bestehen Zweifel“, ... – wer argumentiert, sagt, zweifelt da?).
- Man denkt ja nicht, dass das der Erwähnung bedürfte – die Erfahrung lehrt jedoch anderes: Achten Sie auf **Rechtschreibung**, korrekten **Satzbau**, vollständige Sätze (mit einem Hauptsatz, mit einem Prädikat, nicht mittendrin abbrechen), **Kommasetzung**, Formulierungsfehler, anderweitige Grammatikfehler. Wenn Ihre Arbeit viele sprachliche Fehler enthält, entsteht bei Ihrem:r Korrektor:in schnell der Eindruck, dass Ihnen die Arbeit nicht einmal die Mühe wert war, sie vor der Abgabe noch einmal durchzulesen. Mindestens lassen Sie einmal die automatische Rechtschreibprüfung Ihres Textverarbeitungsprogramms durchlaufen, idealerweise geben Sie Ihre Arbeit jemandem zum Gegenlesen.

Beispiele anführen

Vielleicht haben Sie aus dem Deutschunterricht noch im Kopf, ein Argument bestünde aus These, Begründung und Beispiel. Das ist, wie wir gesehen haben, streng genommen Unsinn (→ 2.2). Es besteht **keine Notwendigkeit**, mechanisch zum Selbstzweck Beispiele anzuführen. Allerdings können gut gewählte Beispiele in Ihrer Arbeit durchaus verschiedene wertvolle Funktionen erfüllen.

Einerseits können Beispiele selbst **Teil Ihrer Argumentation** sein. Wenn Sie etwa gegen die These argumentieren, dass es immer moralisch falsch ist, Menschen zu töten, genügt es bereits, ein Beispiel anzuführen, in dem das nicht der Fall ist. Das Beispiel stellt dann das Gegenargument zu dieser These dar.

Andererseits können Beispiele eine Idee **illustrieren** und dadurch Ihren Leser:innen etwas klar machen (so wie das Beispiel im letzten Absatz). Diese Verwendung bietet sich insbesondere verknüpft mit einer abstrakten Darstellung an. Schließlich wollen Sie ja möglichst sicher gehen, dass Ihre Leser:innen genau dasselbe im Kopf haben wie Sie – dabei kann ein Beispiel als verdeutlichende Absicherung helfen. In umgekehrter Reihenfolge können Sie Beispiele auch anführen, um einen klaren Fall von etwas, das Sie dann abstrakt beschreiben möchten, vor Augen zu haben und vielleicht einen bestimmten Punkt an dem Beispiel herauszuarbeiten. Das finden Sie zum Beispiel in folgendem Zitat. Hier nähert sich der Autor einer Analyse dessen, was es bedeutet, dass zwei Personen *in bestimmter Hinsicht* Gleiche sind, über ein analoges Beispiel an:

I ask: 'Is the book any good?' You reply: 'You mean good qua treatise on political philosophy, or good qua birthday present?' I reply: 'I mean none of that. I just mean: is it good?' At this point, it would be reasonable of you to respond that you do not really know what I am asking. There is a distinction between predicative adjectives like 'red' and attributive adjectives like 'good' (Geach, 1956). Something is not red only qua being of a certain kind, e.g. a car, but something is good only qua being of a certain kind, as your reasonable request for clarification in our imaginary dialogue manifests. Something analogous is true about 'relating as equals'. 'Relating as equals' makes no sense unless we presuppose a certain understanding of the dimension on which we relate as equals.²⁰

Weiterführende Ressourcen zu wissenschaftlichem Schreiben

Dieser Leitfaden kann freilich nur einige wichtige Punkte zu wissenschaftlichem Schreiben ansprechen – andere haben dafür mehr Platz und mehr Erfahrung darin, alle Details zu erklären. Wenn Sie an Ihren Schreibkompetenzen arbeiten möchten, lohnt es sich also allemal, einen Blick auf die Ratschläge anderer zu werfen.

Einen relativ knappen, aber exzellenten Leitfaden bietet Ihnen zum Beispiel das Harvard Writing Center:

Chudnoff, Elijah. 2007. *A Guide to Philosophical Writing*. Cambridge, MA: Harvard University: The Writing Center.

Umfangreiche Materialsammlungen bieten Ihnen auch:

The Writing Center, University of North Carolina at Chapel Hill.

<https://writingcenter.unc.edu/tips-and-tools/>.

Harvard College Writing Center: Strategies for Essay Writing.

<https://writingcenter.fas.harvard.edu/pages/strategies-essay-writing>.

Berkeley Student Learning Center: Writing Worksheets and Other Writing Resources.

<https://slc.berkeley.edu/writing-worksheets-and-other-writing-resources>.

Pryor, James. 2012. „Guidelines on Writing a Philosophy Paper“.

<http://www.jimpryor.net/teaching/guidelines/writing.html>.

Über die UB haben Sie außerdem elektronischen Zugriff auf folgendes Buch, das sich detailliert Schreiben und Textarbeit im Studium widmet:

Kruse, Otto. 2018. *Lesen und Schreiben*. 3. überarb. und erw. Aufl. UTB. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

20 Kasper Lippert-Rasmussen, *Relational egalitarianism: living as equals* (Cambridge: Cambridge University Press, 2018), 63.

2.5 Wie zitiert man richtig und wie behalten Sie den Überblick über Ihre Quellen?

♪ *Soundtrack*: The Beatles: [With A Little Help From My Friends](#).

♪ *Soundtrack*: Wings: [The Note You Never Wrote](#).

Literaturverwaltungssoftware

Sofern Sie keine masochistischen Neigungen haben – verwenden Sie eine **Literaturverwaltungssoftware**. Natürlich können Sie auch PDF-Dateien in Ordnern und Unterordnern für jedes Seminar und jede Arbeit hin- und herschieben, jedes Mal von Hand Zitationen in ein Sammeldokument schreiben, Zitate hin- und herkopieren. Wie wahrscheinlich ist es, dass Ihnen dann früher oder später einmal etwas durcheinander gerät, Sie nicht mehr wissen, wo ein Zitat herkam, Sie eine Datei nicht wiederfinden, weil sie im falschen Ordner liegt oder merkwürdig benannt war? Sehr wahrscheinlich. Wenn Sie irgendwie daran interessiert sind, wissenschaftliches Arbeiten vernünftig anzugehen (und warum würden Sie das hier sonst lesen?), nutzen Sie eine Literaturverwaltungssoftware.

Solche Programme bieten Ihnen eine Datenbank, in der Sie alle Ihre Texte hinterlegen und auch mit Dateien auf Ihrem Computer verknüpfen können. Im Unterschied zu bloßen Dateien in Ordnern haben Sie dann aber bereits alle bibliographischen Informationen hinterlegt, können diese flexibel durchsuchen, Texte beliebigen Sammlungen zuteilen, Tags vergeben, Notizen zu Texten hinterlegen und sich vor allem Zitationen wie auch Literaturverzeichnisse nach dem Zitationsstil Ihrer Wahl fertig ausgeben lassen – entweder per copy & paste oder direkt über ein Plugin in Ihrem Textverarbeitungsprogramm. Ein weiterer Vorteil: Auf diese Weise können Sie graduell eine eigene Literaturdatenbank aufbauen, auf die Sie im weiteren Verlauf Ihres Studiums immer wieder sofort zurückgreifen können.²¹

Die am meisten verbreiteten Programme hierfür sind:

- [Citavi](#) (kommerziell, über Uni-Lizenz verfügbar; Windows, Web)
- [Zotero](#) (Open source; Windows, Mac, Linux)
- [EndNote](#) (kommerziell; Windows, Mac)
- [Mendeley](#) (kommerziell; Windows, Mac, Linux)

Nehmen Sie sich am Anfang einmal die Zeit, Ihre Arbeitsumgebung für den Umgang mit Literatur richtig und sinnvoll einzurichten und machen Sie sich ein wenig mit der Software vertraut – Sie werden für den Rest Ihres Studiums davon profitieren.

Für jedes der oben genannten Programme finden Sie im Internet Anleitungen und Tipps en masse.

Die Unibibliothek bietet Ihnen Informationen und sogar persönliche Schulungen zu Citavi an:

[Literaturverwaltung und Wissensorganisation mit Citavi](#)

²¹ Aus demselben Grund sollten Sie, falls es für Sie denkbar scheint, dass Sie auf Ihr so angesammeltes Wissen nach dem Ende Ihres Studiums noch einmal zurückgreifen wollen, auch überlegen, ob Sie sich von einer Uni-Lizenz abhängig machen wollen oder lieber eine Open-Source-Software wählen.

Eine empfehlenswerte Anleitung zur Einrichtung von Zotero einschließlich besonders nützlicher Add-ons finden Sie zum Beispiel hier:

[Tutorial: The Best Reference Manager Setup \(Zotero + ZotFile + Cloud Storage\)](#)

Zitationsstile

Der **Zweck** des Zitierens im wissenschaftlichen Arbeiten ist es, für Leser:innen nachvollziehbar machen, auf welche anderen Texte oder Informationsquellen Sie sich beziehen. Zu diesem Zweck müssen Sie diese Texte erstens eindeutig identifizieren und zweitens alle Informationen zur Verfügung stellen, die nötig sind, damit Ihre Leser:innen die Publikation selbst finden können. Zitationen und Literaturverzeichnisse, die diese Zwecke erfüllen, kann man auf tausende Arten und Weisen gestalten. Damit man sich darüber nicht mehr den Kopf zerbricht und es zuverlässig einheitlich statt immer durcheinander macht, gibt es Zitationsstile.

Welchem Zitationsstil Sie folgen, ist offen gesagt völlig egal. (Solange es nichts gänzlich Exotisches ist, das Sie irgendwo ausgegraben oder sich ausgedacht haben. Schauen Sie, wie es in Ihren Seminarlektüren gemacht wird.) Wichtig ist, dass Sie dem von Ihnen gewählten Stil **konsequent folgen** und **alle erforderlichen bibliographischen Informationen** einschließen. Wenn Sie eine Literaturverwaltungssoftware verwenden und jeweils den richtigen Publikationstyp anwenden, sollten Sie daran eigentlich kaum Gedanken verschwenden müssen.

Wenn Sie doch einmal Zweifel darüber haben, wie Sie eine bestimmte Art von Quelle richtig zitieren, suchen Sie online nach Styleguides oder Manuals für Ihren Zitationsstil und folgen Sie den dortigen Richtlinien. Sollten Sie dennoch daran verzweifeln, [fragen Sie bei der UB nach](#).

Ein paar häufige Stolpersteine beim Zitieren

- Auch zu einer indirekten²² Zitation²³ gehört grundsätzlich immer eine **konkrete Seitenzahl** oder alternative Fundstelle (Kapitel, Abschnitt, Zeitstempel etc.) – es sei denn, Sie beziehen sich wirklich auf das gesamte Werk (z.B. auf einen Grundgedanken, der einem gesamten Aufsatz zugrundeliegt).
- Der Sinn des Zitierens ist wie gesagt, nachvollziehbar zu machen, wo Sie welche Informationen her haben und wessen Leistungen Sie sich wo zu eigen machen. Dafür müssen Ihre Belege **spezifisch** sein. Wenn Sie nach einem längeren Absatz zu einem bestimmten Thema eine indirekte Zitation anbringen, bleibt völlig unklar, worauf sie sich bezieht: Ist das nun alles daher? Oder nur der letzte Satz? Was genau ist hier von Ihnen und was nicht? Normalerweise ist der passende Ort, indirekte Zitate auszuweisen, am Ende eines Satzes vor dem Punkt (bezogen auf den gesamten Satz). Wenn sich die Zitation nicht auf den gesamten Satz bezieht, platzieren Sie die Zitation am Ende des fraglichen Teilsatzes oder nach dem fraglichen Stichwort.
- In Belangen der Zitation gibt es keine kosmologische Kluft zwischen Forschungsliteratur und **Webseiten**. Egal woher Sie eine Information haben, es ist eine Quelle. Alle Quellen

22 In *indirekten* Zitaten gegen Sie Gedanken aus einer Quelle in eigenen Worten wieder oder nehmen darauf Bezug. *Direkte* Zitate sind wörtliche Zitate (in Anführungszeichen).

23 Eine *Zitation* ist der Verweis auf die Quelle innerhalb Ihres Textes, nicht die *Literaturangabe* im Literaturverzeichnis.

müssen Sie zitieren und alle zitierten Quellen kommen in Ihr Literaturverzeichnis – und zwar mit allen verfügbaren bibliographischen Informationen. Auch Texte im Internet haben häufig Verfasser:innen, Titel und Datumsangaben! (Wenn nicht, sollten Sie noch einmal überlegen, ob es sich wirklich um eine geeignete Quelle handelt.)

2.6 Was sind Plagiate?

♪ *Soundtrack:* Paul McCartney: That Was Me.

Strikt verstanden ist der Tatbestand eines Plagiats:

Sie machen sich in Ihrer Arbeit **Leistungen einer anderen Person** zunutze, ohne dies **kenntlich** zu machen, sodass der Eindruck entsteht, es handle sich dabei um Ihre Leistung.

Beachten Sie: Sich Leistungen anderer zunutze zu machen, muss nicht darin bestehen, Text zu kopieren – es kann auch darin bestehen, originelle Ideen zu übernehmen oder zum Beispiel den Aufbau einer Arbeit zu einem ähnlichen Thema eins zu eins zu kopieren. Auch beinhaltet die obige Definition keinen Vorsatz: Ein Plagiat kann im strikten Sinne grundsätzlich ohne Täuschungsabsicht vorliegen. Wenn Sie einfach vergessen, Zitationen für indirekte Zitate einzufügen, kann ein Plagiat vorliegen.

Grundsätzlich gilt: **Belegen Sie alles**, was nicht von Ihnen kommt.

Davon gibt es eine Ausnahme, die Sie jedoch stets vorsichtig auslegen sollten: Das, was in dem Kontext, in dem Sie schreiben, als gemeinhin bekannt (als Allgemeinwissen) gilt, kann ohne Beleg vorgebracht werden. In der Regel sind das Fakten über das Tagesgeschehen (z.B. wer der aktuelle US-Präsident ist). Es kann jedoch auch sein, dass innerhalb des Fachdiskurses, in den Sie sich mit Ihrer Arbeit einbringen, bestimmte Fakten als Allgemeinwissen gelten (z.B. dass John Rawls eine Schlüsselfigur der modernen Politischen Theorie ist).

Plagiaten verwandt sind zudem **formale Fehler** in der Zitation, die nicht zwangsweise den Eindruck entstehen lassen, es handle sich bei der Fremdleistung um Ihre eigene Leistung – z.B. wenn Sie ein direktes Zitat in Anführungszeichen vorbringen und dann die Zitation dazu vergessen oder wenn ein Literaturnachweis so unvollständig ist, dass nicht klar ist, wen oder welche Publikation Sie da zitiert haben.

Ein häufiger Fehler besteht auch darin, den Bezug vorhandener Zitationen nicht deutlich zu machen – z.B. indem Sie einen langen Absatz zu einem Thema schreiben und dann am Ende eine indirekte Zitation anfügen. Worauf bezieht sich das nun? Den Absatz? Den letzten Satz? Irgendetwas in der Mitte? Natürlich kann es u.U. vorkommen, dass Sie über eine längere Strecke Inhalte einer anderen Publikation wiedergeben. Machen Sie das dann einfach explizit: „Müller (1990, 34-36)

schildert Thema X wie folgt: [...]“ Oder in einer Fußnote: „In der Darstellung von X folge ich in dieser Arbeit der Analyse von Marx (2003).“ Erinnern Sie sich ferner daran, dass Sie die Belegstellen sofern möglich immer genau angeben (→ Ein paar häufige Stolpersteine beim Zitieren).

Machen Sie immer klar, **was genau** nicht von Ihnen kommt und **woher genau** Sie es nehmen.

Alle solchen Mängel stellen schwere formale Fehler in Ihrer Arbeit dar, die Ihnen nicht unterlaufen dürfen und die erhebliche Auswirkungen auf Ihre Bewertung haben werden – in vielen Fällen werden Sie die Prüfung nicht bestehen.

Enger gefasst ist demgegenüber die Kategorie derjenigen ‚Plagiate‘, die **Täuschungsversuche** im Sinne der Prüfungsordnung darstellen (so wie Spickzettel in einer Klausur). Diese hängen naheliegenderweise davon ab, dass von einer Täuschungsabsicht auszugehen ist. Hier definiert die Prüfungsordnung (§13 Abs. 4): „Ein Plagiat liegt insbesondere vor, wenn bei einer Ausarbeitung *maßgebliche Teile* des Inhaltes aus anderen Werken ohne Angabe der Quelle übernommen oder übersetzt werden.“ (Beachten Sie, dass ‚insbesondere‘ den Prüfer:innen und dem Prüfungsausschuss im Einzelfall einen Auslegungsspielraum lässt.)

2.7 Wie soll das Dokument aussehen?

♪ *Soundtrack*: All: Just Perfect.

Bitte seien Sie sich einerseits bewusst: Der Moment, in dem Sie sich berechtigterweise Sorgen um die Formatierung Ihrer Arbeit machen können, ist ein Moment, zu dem Sie schon sehr viel erreicht haben. Sie sollten sich wesentlich mehr Sorgen um Ihre Inhalte machen als um derlei Formalia. Andererseits gilt auch: Gerade weil Formalia keine besonderen Leistungen erfordern, gibt es keinen triftigen Grund, warum sie nicht perfekt sein sollten. Schlampigkeit zeugt eben nur von Schlampigkeit.

Im Allgemeinen gilt: Richten Sie sich nach den **Vorgaben Ihres:r Dozent:in**, sofern es solche gibt. Sollte er oder sie keine Vorgaben machen, können Sie davon ausgehen, dass Ihr Dokument **ordentlich** aussehen und **leserfreundlich** sein sollte – nicht mehr und nicht weniger. In diesem Fall: Fangen Sie einfach mit einem Dokument an, wie es Ihr Textverarbeitungsprogramm standardmäßig formatiert und nehmen Sie ggf. nach Ihrem Ermessen Verbesserungen vor. Denken Sie an veröffentlichte Texte, wie Sie sie kennen und vernünftig lesbar finden.

In der Regel sind eine gute Idee: Blocksatz mit automatischer Silbentrennung. Hervorgehobene Zwischenüberschriften, abgestuft nach Gliederungshierarchie (nutzen Sie dafür die Formatierungsstile Ihres Programms). Automatische Seitenzahlen in Kopf- oder Fußzeile. Bei Tabellen und Abbildungen ist ein kurzer Titel darüber oder darunter üblich, bei mehreren Abbildungen auch nummeriert (Abb. 1, 2, ...; Tab. 1, 2, ...). Wenn Sie die Hausarbeit gedruckt abgeben, lassen Sie durch einen

1,5- bis 2-fachen Zeilenabstand und größere Seitenränder an einer Seite (3,5-4cm) Platz für Korrekturvermerke.

Empfehlenswert ist es, sich hier einmal eine **Vorlage** für Ihre Arbeiten anzulegen, die Sie dann immer wieder verwenden können. Suchen Sie ggf. nach Tutorials für Ihr Textverarbeitungsprogramm – diese gibt es in Massen. Die Basics der Dokumentgestaltung einmal ordentlich zu lernen, zahlt sich langfristig definitiv aus.

Sofern Sie Ihre Arbeit **digital abgeben**, geben Sie sie immer als PDF-Datei ab. Stellen Sie sicher, dass die PDF-Datei so aussieht, wie Sie sie haben wollten. Geben Sie die Arbeit **gedruckt** ab, tragen Sie dafür Sorge, dass alles so beisammen bleibt, wie es gehört – die Arbeit sollte also in irgendeiner Form geheftet sein, die die Lesbarkeit nicht einschränkt (z.B. Text, der in einer Falz verschwindet). Verschwenden Sie (vor Ihrer Abschlussarbeit) bitte kein Geld für teure Bindungen – ein Heftstreifen tut der Sache genüge.

2.8 Was gehört außer dem Text in die Arbeit?

♪ *Soundtrack*: Louis Armstrong: When The Saints Go Marching In.

Genau wie bei der Formatierung gilt hier: Ihre Dozent:in hat recht. Solange Sie keine speziellen Vorgaben bekommen, ist jedoch das Folgende üblich:

- **Titelseite / Deckblatt:** Optional, insbesondere für längere Hausarbeiten üblich. Mindestens enthalten sein muss (ob nun auf einer gesonderten Seite oder nicht): der Titel Ihrer Arbeit (bzw. vorgegebene Aufgabenstellung), Ihr Vor- und Nachname, Ihre Matrikelnummer, der Name der Lehrveranstaltung, das Semester der Lehrveranstaltung, Name des:r Dozent:in (bitte richtig schreiben), das Datum der Abgabe. Es ist *nicht* nötig, Ihre sämtlichen Kontaktdaten hier anzugeben – im Interesse der Datensparsamkeit wäre davon sogar abzuraten.
- **Inhaltsverzeichnis:** Fügen Sie ein ordentliches Inhaltsverzeichnis (auf einer eigenen Seite; am besten automatisch erstellt) ein, wenn es tatsächlich hilft, sich in Ihrer Arbeit zurecht zu finden. Das ist nicht der Fall, wenn Sie genau drei Gliederungsabschnitte haben oder es sich um einen dreiseitigen Essay handelt.
- **Abbildungsverzeichnis, Tabellenverzeichnis:** In aller Regel unnötig, es sei denn Sie haben tatsächlich viele Abbildungen / Tabellen.
- **Abkürzungsverzeichnis:** In aller Regel unnötig, es sei denn Sie arbeiten mit einer unübersichtlichen Menge an Abkürzungen. Führen Sie Abkürzungen ansonsten einfach bei der ersten Nennung in Klammern oder in einer Fußnote ein.
- **Text Ihrer Arbeit**, einschließlich Zwischenüberschriften und Fußnoten.
- **Anhänge:** Es kann vorkommen, dass Sie jenseits Ihres eigentlichen Textes weiteres Material in einem Anhang beifügen möchten – z.B. eine größere Grafik, die Sie nicht in den Fließtext integrieren wollen; den Originaltext einer Passage, die Sie in eigener Übersetzung zitiert haben oder in seltenen Ausnahmefällen weitere Ausführungen von Ihnen zu einem bestimm-

ten Punkt, die nicht essentiell zu Ihrem eigentlichen Text gehören (etwa so wie eine lange Fußnote). Sollten Sie mehrere Anhänge haben, versehen Sie sie jeweils mit Überschriften (so wie Gliederungsabschnitte).

- **Literaturverzeichnis:** Das Literaturverzeichnis führt *alle* und *nur jene* Publikationen / Quellen, die Sie zitiert haben (direkt oder indirekt), alphabetisch nach Nachnamen (und sekundär nach Erscheinungsjahr) sortiert auf. In der genauen Gestaltung richten Sie sich nach dem von Ihnen verwendeten Zitationsstil. Wenn Sie eine Literaturverwaltungssoftware verwenden, können Sie sich das Literaturverzeichnis i.d.R. automatisch erstellen lassen. (Überprüfen Sie es dann aber dennoch auf Fehler.) Es ist (in unserem Fachbereich) nicht üblich, das Literaturverzeichnis nach Publikationstypen zu untergliedern. Wenn es einen besonderen inhaltlichen Grund für eine Untergliederung gibt (z.B. die Trennung zwischen wissenschaftlicher Literatur und analysiertem Quellenmaterial oder Gerichtsurteilen), ist das jedoch optional möglich.
- **Eigenständigkeitserklärung:** Wie Sie aus der Prüfungsordnung (§5 Abs. 5) wissen, müssen Sie am Ende schriftliche Erklärung darüber einfügen, „dass die jeweilige Leistung selbständig verfasst bzw. erbracht wurde und keine anderen als die angegebenen Quellen benutzt worden sind.“

Für **Vorgaben zur Länge** Ihrer Arbeit zählt von Obigem lediglich der Punkt *Text Ihrer Arbeit*: Der Textkörper einschließlich Überschriften und Fußnoten. Wenn die Länge der Arbeit über eine Wortzahl vorgegeben ist, geben Sie die Wortzahl genau dieser Elemente (achten Sie auf Einschluss der Fußnoten) entweder auf dem Deckblatt / am Anfang oder am Ende des Textkörpers an. Sollte es keine anderslautenden Regelungen geben, gehen Sie davon aus, dass die Längenangaben *strikt* gelten. Sie müssen davon ausgehen, dass alles, was die vorgegebene Maximallänge überschreitet, von Ihrem:r Korrektor:in nicht mehr in die Bewertung mit einbezogen werden könnte.

3 Einige klassische Typen von Arbeiten

3.1 Vorab: Essays versus Hausarbeiten

Vielleicht denken Sie bei dem Begriff „Essay“ an eine journalistische oder literarische Textform – eine espretreiche Abhandlung, wie Sie sie bei Montaigne oder in einem Zeitungsfeuilleton finden würden. Für unsere Zwecke: Vergessen Sie das.

Ein (akademischer, theoretischer, philosophischer) Essay präsentiert eine These und liefert Gründe, sie für wahr zu halten. Damit ist ein Essay nichts prinzipiell anderes als andere Arten **wissenschaftlicher Texte** – und als Hausarbeiten.

Der markanteste Unterschied zwischen den Texten, die wir normalerweise „Hausarbeiten“ nennen, und jenen, die wir „Essays“ nennen, ist ihre **Länge**: Essays sind kürzer. Daraus folgt, dass Essays zwangsläufig auf das Wesentliche konzentriert sind (z.B. weniger Diskurskontext) und i.d.R. nur einen einzigen zusammenhängenden Punkt machen. In einer längeren Hausarbeit haben Sie hingegen mehr Raum, um Ihr Thema in einen Kontext einzuordnen und ein Vorhaben durchzuführen, das verschiedene stärker eigenständige Stadien hat.

Machen Sie jedoch nicht den Fehler, anzunehmen, dass ein kürzerer Text **weniger Arbeit** bedeute. Die Herausforderung in kürzeren Texten besteht gerade darin, dass Sie sich auf eine Argumentation beschränken müssen, die Sie in diesem Rahmen ausführen können und Sie den vorhandenen Raum mit exakt dem, was dafür notwendig ist, ausfüllen und mit konzentrierter Substanz anreichern – keine vagen Ausschweifungen, keine nachrangigen Nebenprojekte, kein Um-den-heißen-Brei-Herumreden. (Nicht dass Sie das in einer Hausarbeit tun sollten!) Wenn Sie das beherzigen, bietet Ihnen auch ein kurzer Essay sowohl eine einer Hausarbeit ähnliche Herausforderung als auch die Möglichkeit, trotz seiner Kürze etwas Relevantes zu sagen.

Grundsätzlich sind aber sowohl Essays als auch Hausarbeiten keine freischwebenden Kunstformen, mit denen Studierende traktiert werden – im Kern sind sie nichts anderes als **wissenschaftliche Aufsätze**, wie Sie sie in Journals oder Buchkapiteln finden. Und solche Texte sollten Ihnen eigentlich (zunehmend) vertraut sein, denn Sie lesen sie ständig in Ihrem Studium.

Der relativ freien Form von Forschungsaufsätzen, die Ihnen die Entfaltung eines eigenständig entwickelten Vorhabens ermöglicht, folgen am engsten klassische Hausarbeiten (→ 3.4) und Abschlussarbeiten. Ein paar besondere Spielregeln gibt es im Falle von Essays zu beachten. Diese unterscheiden sich vor allem danach, ob Ihnen ein Erkenntnisziel vorgegeben ist (→ 3.3) oder nicht (→ 3.2). Zu diesen **drei klassischen Typen** schriftlicher Arbeiten finden Sie im Folgenden jeweils einige Hinweise. Selbstverständlich haben jedoch die genauen Vorgaben Ihres:r Dozent:in im Zweifelsfall Vorrang.

3.2 Der Erklären-und-Bewerten-Essay

In dieser Art von Essay besteht Ihre Aufgabe darin, einem Text oder einer Debatte ein bestimmtes Argument zu entnehmen und dieses Argument zuerst zu **rekonstruieren** (der Erklären-Teil) und dann eigenständig **etwas damit anzufangen** – also eine Reaktion auf das Argument zu bieten, die für jemanden, der sich für das Thema des Ursprungstexts interessiert, einen interessanten Mehrwert bietet. In der Regel bedeutet das, dass Sie das Argument bewerten und die Implikationen Ihrer Bewertung aufzeigen (der Bewerten-Teil). Beide Teile sollten dabei jedoch ein **zusammenhängendes Projekt** ergeben: Die zentrale These, die Sie in Ihrem Essay vertreten und die Ihre eigenständige Reaktion darstellt, sollte es notwendig machen, dass Sie zunächst das fremde Argument rekonstruieren. (Paradigmatisch wäre das etwa der Fall, wenn Sie in Ihrem Essay einen Einwand gegen ein Argument vorbringen: Um das zu tun, müssen Sie natürlich zunächst einmal das Argument erklären, das Sie dann angreifen möchten.)

Häufig haben Sie bezüglich des diskutierten Arguments freie Wahl, vielleicht haben Sie aber auch eine gewisse Vorgabe – z.B., ein Argument aus einem der Seminartexte zu behandeln.

Wichtig ist, dass Sie tatsächlich ein **Argument** behandeln (→ 2.2) und dass Sie **eines** behandeln. Eine *These* ist kein Argument, sondern allenfalls die Konklusion eines Arguments. Eine *Theorie* ist kein Argument, sondern meistens ein Komplex aus verschiedenen Thesen und Argumenten. Zur Erinnerung – so etwas ist ein (bereits vollständig rekonstruiertes) Argument:

„The argument for a right to the freedom to use drugs might be summarized thus:
Adults have a right to the freedom to live as seems good to themselves (within the limits of others' rights).
So, adults have a right to do dangerous things (provided they endanger only themselves).
Drug use endangers only the user.
Therefore, adults have a right to the freedom to use drugs.“²⁴

Der erste Schritt der **Rekonstruktion** ist deshalb eine Leistung, die Sie erbringen müssen, weil Argumente meistens in Texten nicht so präzise artikuliert vorliegen. Ihre Aufgabe ist es dann, das Argument klipp und klar darzustellen und im Zuge dessen vermutlich Präzisierungen vorzunehmen, die eine interpretative Auslegung des Ausgangstextes erfordern.

Wichtig bei der Rekonstruktion eines Arguments ist grundsätzlich immer, dass Sie andere **wohlwollend** interpretieren. Das bedeutet: Sie versuchen immer, andere so zu interpretieren, dass ihre Aussagen möglichst sinnvoll und überzeugend erscheinen – natürlich ohne ihnen auf unplausible Art und Weise das Wort im Mund zu verdrehen. Behalten Sie immer im Kopf, dass dieser anderen Person selbst die Auffassung, die sie dort vertritt, eine gute Idee zu sein schien und dass diese Person wahrscheinlich nicht sehr viel dümmer ist als Sie. (Sie kann damit freilich trotzdem falsch liegen.) Wenn Sie diese fremde Position dann kritisieren, ist Ihre Position umso stärker: Denn Sie zeigen dann, dass *selbst die bestmögliche* Interpretation dieser Idee auf diese und jene Probleme stößt.

„**Etwas damit anfangen**“ kann dann im zweiten Teil (dem Schwerpunkt Ihres Essays) z.B. heißen:

- Sie bieten ein eigenes Gegenargument gegen das rekonstruierte Argument. Das heißt:

24 Smith, „Drugs, Morality and the Law“, 234.

- Sie argumentieren, dass eine der Prämissen falsch ist.
- Sie argumentieren, dass die Konklusion nicht aus den Prämissen folgt.
- *Nur bei induktiven Argumenten:* Sie präsentieren ein Argument gegen die Konklusion des Ausgangsarguments, das stärker gegen diese spricht als jenes für sie spricht.
- Sie präsentieren ein von anderen vorgebrachtes Gegenargument und verteidigen das rekonstruierte Argument dagegen.
- Sie zeigen ausgehend von Ihrer Rekonstruktion ein strukturelles Problem des Arguments auf und
 - schlagen eine Modifikation vor, die ebenso gut zum ursprünglichen Kontext passt, aber das Problem vermeidet oder
 - zeigen, dass das Argument daran scheitert und naheliegende Modifikationen nicht erstrebenswert erscheinen.
- Sie schlagen eine Modifikation des Arguments vor, das es noch interessanter oder schlagkräftiger machen würde.
- Sie präsentieren ein Fallbeispiel, das die Plausibilität des Arguments infrage stellt.
- Sie präsentieren ein Fallbeispiel, das auf neuartige Weise klar macht, warum das Argument überzeugend oder ähnlichen Argumenten überlegen ist.
- Sie zeigen eine Parallele zwischen dem rekonstruierten Argument und einem Argument aus einem anderen Kontext auf, die eine interessante neue Perspektive auf das Erstere eröffnet.

Beispiel

Möglicher Beginn eines (etwas längeren) Essays zum oben zitierten Argument:

Während die staatliche Regulierung von Drogenkonsum auch in liberalen Demokratien fest etabliert ist und weitgehend intuitive Billigung genießt, stellt die Rechtfertigung dieser Praxis liberale Politische Theoretiker:innen bekanntermaßen vor Herausforderungen: Auf Mills *harm principle* aufbauende Argumente scheinen Drogenverbote weitreichend des unzulässigen Paternalismus zu überführen. In diesem Essay werde ich zunächst das fragliche Argument gegen Drogenregulierung in der Form präsentieren, in der es von Smith (2002) vorgebracht wird. Mein Ziel ist es, einen Einwand gegen dieses Argument vorzubringen, der mit liberalen Grundannahmen kompatibel ist. Dazu werde ich versuchen zu zeigen, dass die Annahmen des Arguments über die Folgen von Drogenkonsum unangemessen individualistisch sind: Teil des Grundgedanken eines liberalen Verständnisses einer politischen Gemeinschaft als begründet durch Beziehungen sozialer Kooperation ist es gerade auch, dass Einzelne Pflichten haben, zur Erhaltung sozialer Kollektivgüter beizusteuern. Dadurch entsteht seitens der Gemeinschaft ein *prima facie* legitimes Interesse, Einzelne von Verhalten abzuhalten, das sie zur Erfüllung solcher Pflichten unfähig macht.

Weiterführende Hilfestellungen

 Cullison, Andrew. *Present, Explain, and Evaluate - Writing a Short Philosophy Paper*. 2011. <https://www.youtube.com/watch?v=glu3QCi8Wjk>.

Sinnott-Armstrong, Walter und Robert Fogelin. *Understanding Arguments: An Introduction to Informal Logic*. Australia: Cengage Learning, 2015. **Insbesondere:** Kap. 5: *Deep Analysis*.

▶ Sinnott-Armstrong, Walter und Robert Fogelin. *Think Again: How to Reason and Argue*. <https://www.youtube.com/playlist?list=PL0jCKPRrv1HGlxvsKP0KzmKuPftGZcoyZ>. **Insbesondere:** 3.4 Sharpen edges, 3.5 Organize parts, 3.7 Fill in gaps.

3.3 Der These-oder-Frage-Essay

Es ist auch möglich, dass Ihnen für Ihren Essay eine These oder Frage, die Gegenstand Ihres Essays sein soll, **vorgegeben** wird. Diese Aufgabenstellung beziehen sich in der Regel auf zentrale Aspekte des Seminars, oftmals haben Sie eine Auswahl zwischen mehreren Optionen.

Das klingt zunächst einmal bequem: Sie scheinen sich die Arbeit, ein eigenes Erkenntnisziel zu finden, sparen zu können. Das stimmt aber nur halb: In der Regel sind diese Aufgabenstellungen recht **breit angelegt** und funktionieren so, dass sie ein bestimmtes **Problem** aufrufen und Ihnen einen **Diskussionsanstoß** liefern. Das bedeutet einerseits, dass es sich nicht (wie vielleicht in einer Klausur) um Fragen mit *einer richtigen Antwort* handelt, die Sie etwa aus der Seminarlektüre herausuchen müssen. Stellen Sie sich diese Themenstellungen vielmehr so vor, dass sie einen bestimmten thematischen Raum aufspannen, den Sie dann ausnutzen können (→ Was ist überhaupt der Sinn einer schriftlichen Prüfungsleistung?).

Das bedeutet aber, dass Sie diese Aufgabenstellung für die konkrete Antwort, die Sie mit Ihrem Essay liefern, immer noch *auslegen* und *zuspitzen* bzw. *eingrenzen* müssen. Ihre Aufgabe ist es, zu zeigen, dass Sie **verstehen, welches Problem** durch die Aufgabenstellung aufgerufen wird und dann mittels Ihrer **eigenständig entwickelten Argumentation** zu sagen: Bezüglich *dieses Problems* mache ich im Folgenden *diesen spezifischen Punkt*. Ersteres schließt auch mit ein, dass Sie treffsicher identifizieren, in welchem Kontext das Problem zu verorten ist, welche Konzepte oder Theorien Sie zu seiner Behandlung wahrscheinlich einbeziehen sollten und welche Querverbindungen zu anderen Themen Sie ggf. erkennen.

Ein paar Beispiele aus vergangenen Seminaren können das vielleicht verdeutlichen:

1. „Nimmt man das Recht auf Rechtfertigung ernst, werden alle politischen Entscheidungen zu Fragen der Gerechtigkeit.“ Diskutieren Sie.
2. Gäbe es in einer hypothetischen politischen Gemeinschaft, die das Prinzip der Rechtfertigung vollumfänglich realisiert, jemals Abstimmungen über politische Fragen?
3. Sind Aussagen über demokratische Tugenden immer empirische Hypothesen über Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge?
4. „Alle Grundrechtsprechung lässt sich auf die Frage reduzieren, ob eine Ausübung staatlicher Autorität gegenüber ihr unterworfenen Personen gerechtfertigt werden kann.“ Diskutieren Sie.
5. Ist es denkbar, dass eine rassistisch motivierte Handlung Betroffenen gegenüber dennoch durch allgemeine und reziproke Gründe gerechtfertigt werden könnte? Erwägen Sie Implikationen Ihrer Antwort.

Auch wenn Sie hier also einen Auslegungsspielraum haben, ist es selbstverständlich wichtig, dass Ihr Essay am Ende auch zu der vorgegebenen Themenstellung passt. Das Kriterium ist hier: Bietet Ihr Essay klarerweise eine Reaktion auf eine **plausible Interpretation** der Aufgabenstellung? Würde

jemand, der mit dem in der Aufgabenstellung angesprochenen Problem vertraut ist, Ihren Essay als sinnvolle Reaktion darauf erkennen?

Wenn Sie sich nicht vollkommen sicher sind, dass Ihr Essay genau zu der Themenstellung passt oder Sie diese für mehrdeutig halten, sollten Sie daher explizit machen, wie Sie die Themenstellung **interpretieren** und ggf. begründen, **warum** Sie sie so auslegen. Diese Begründung sollte **plausibel** sein – entstellen Sie das Thema nicht so weit, bis es zu den Ideen passt, über die Sie am liebsten schreiben möchten. Wenn Ihnen das Thema so, wie Sie es interpretieren, Rätsel aufgibt und es nicht klar zu den Seminarinhalten passt, sollten Sie noch einmal einen Schritt zurücktreten und überlegen, ob Sie es wirklich richtig verstehen.

Beispiel

Möglicher Beginn eines Essays zu Frage (4):

Der neuerliche Bedeutungsgewinn des Bürgerkonzepts in der Politischen Theorie seit den 1990er Jahren (Kymlicka und Norman 1994, 352) hat die Aufmerksamkeit der normativen Demokratietheorie auch auf die Frage gelenkt, was *gute* demokratische Bürger:innen ausmacht (Galston 1991, Kap. 10) – die Frage nach *demokratischen Tugenden*. Für eine kritische Auseinandersetzung mit möglichen Antworten auf diese Frage ist es jedoch unerlässlich, zunächst zu verstehen, welche Art von Behauptung die These (T): „X ist eine demokratische Tugend“ darstellt. In diesem Essay werde ich zunächst darlegen, warum es vor derhand erscheinen mag, bei (T) handle es sich notwendigerweise um eine Hypothese über einen Ursache-Wirkungs-Zusammenhang zwischen X und Demokratiequalität. Entgegen dieser Vermutung werde ich jedoch argumentieren, dass auch demokratische Tugenden konzeptionell denkbar erscheinen, die sich begrifflich aus einem Demokratieverständnis herleiten und damit nicht auf empirischen Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen beruhen, die über theorieimmanente Prämissen hinausgehen.

Weiterführende Hilfestellungen

 Wolff, Jonathan. *How to write a philosophy essay*. 2018.
<https://www.youtube.com/watch?v=hwd5wWY5TmM>.

3.4 Hausarbeiten

Wenn Sie lesen, dass Sie in einem Seminar eine „Hausarbeit“ schreiben müssen, können Sie sich darunter zunächst einmal Folgendes vorstellen: Eine etwas längere Arbeit (je nach Seminar, selten weniger als 10 oder mehr als 30 Seiten), in der Sie weitgehend frei von spezifischen Vorgaben Ihr Erkenntnisziel und das Vorgehen zu seiner Erreichung entwickeln. Genau das ist auch integraler Bestandteil der Leistung, die Sie erbringen – noch stärker als in den obigen Typen von Essays, in denen Sie gewisse Ansatzpunkte zu Ihrem Vorhaben vorgegeben finden.

Das bedeutet zugleich, dass es zu Hausarbeiten unabhängig vom Themenbereich Ihres spezifischen Seminars wenig zu sagen gibt, das über die allgemeinen Hinweise dieses Leitfadens hinausgeht: Sie benötigen ein interessantes und relevantes Erkenntnisziel (→ 2.1) und müssen es durch überzeugende Argumente erreichen (→ 2.2). Für beides müssen Sie Ideen finden (→ 2.3). Letztendlich müssen Sie mit Ihrer Arbeit zeigen, was Sie können (→ 1.1).

Diese Offenheit bietet Ihnen wertvolle Freiheiten, eigenen Interessen nachzugehen. Gleichzeitig kann Sie etwas einschüchternd wirken. Dafür besteht aber, wie oben bereits angesprochen, kein Grund: Hausarbeiten sind im Wesentlichen Forschungsaufsätze, wie sie Ihnen aus Journals oder Buchkapiteln vertraut sind. Das bedeutet vor allem auch, dass Ihnen auf zwei Wegen immer Inspirations- und Orientierungsquellen für Ihre eigene Arbeit zur Verfügung stehen:

- In den meisten Seminaren²⁵ lesen Sie mit der Pflichtlektüre ohnehin solche Texte, wie sie in der zeitgenössischen akademischen Debatte zum Seminarthema geschrieben werden. Das bietet Ihnen meist einen sehr guten Ansatzpunkt zur Orientierung: Immerhin hat Ihr:e Dozent:in diese Texte ausgewählt, weil sie genau zu den Zielen des Seminars passen und qualitativ hochwertig sind.
- Darüber hinaus können Sie immer selbstständig nach Journalartikeln oder Buchkapiteln im Umfeld einerseits des Seminarthemas und andererseits spezifischer Ihres angestrebten Themengebiets suchen. Vielleicht können Sie dafür von angegebener weiterführender Lektüre ausgehen. Recherchieren Sie auf eigene Faust, können Sie die Texte der Seminarlektüre als Vergleichsschablone hernehmen: Lesen sich die Texte, an denen Sie sich orientieren möchten, ungefähr so wie die Texte, die von Ihrem:r Dozent:in ausgewählt wurden? Wenn Sie sich nicht sicher sind, sprechen Sie mit Ihrem:r Dozent:in darüber.

Es sollte Ihnen also allermeistens einfach möglich sein, sich ein Bild davon zu machen, was für eine Art Text Ihre Hausarbeit grundsätzlich sein soll. Vielleicht klingt dieser Ratschlag für Sie aber noch unbefriedigend abstrakt – in diesem Fall möchten wir Ihnen im Folgenden noch ein paar Beispiele gelungener Forschungsvorhaben beschreiben. Diese Auswahl ist natürlich weitgehend willkürlich und nicht als schematische Liste bestimmter Prototypen gemeint – wenn Sie nicht gleich selbst auf die Suche gehen möchten, können Sie hier aber vielleicht einen ersten Eindruck davon gewinnen, was so unter die Rubrik „Politische Theorie“ fällt.

25 Eine Ausnahme bilden hier vor allem Seminare, die historische Texte behandeln. Wenn Sie Kant lesen, sollen Sie deswegen natürlich nicht wie Kant schreiben.

Normative Politische Theorie

☐ Michael Blake: *Distributive Justice, State Coercion, and Autonomy*

Werfen wir einen Blick darauf, wie Michael Blake das Vorhaben dieses Aufsatzes in seiner Einleitung präsentiert:²⁶

Liberalism has **difficulty** with the fact of state borders. Liberals are, **on the one hand**, committed to moral equality, so that the simple fact of humanity is sufficient to motivate a demand for equal concern and respect. Liberal principles, **on the other hand**, are traditionally applied only within the context of the territorial state, which seems to place an arbitrary limit on the range within which liberal guarantees will apply. This difficulty is particularly stark in the context of distributive justice; state boundaries, after all, often divide not simply one jurisdiction from another, but the rich from the poor as well. Allowing these boundaries to determine distributive shares seems to place an almost feudal notion of birthright privilege back into the heart of liberal theory.

Hier identifiziert Blake ein *Problem*: Liberale Theoretiker:innen möchten üblicherweise zwei Dinge sagen, die aber in einer starken Spannung miteinander zu stehen scheinen. Dieses Problem, dem Blake sich zuwenden wird, garantiert die *Relevanz* seines Vorhabens. Liberale Gerechtigkeitstheorien (in der Tradition von John Rawls) stellen eine extrem einflussreiche und große Klasse solcher Theorien dar. Wenn diese vor einem Problem stehen, dann stehen viele Politische Theoretiker:innen vor einem Problem.

This difficulty **has led many** philosophers to argue that some revision of liberal theory is necessary. These proposals frequently **involve either** the demand that liberalism focus on previously neglected particularistic commitments, **or** the demand that it abandon such local concerns and endorse a cosmopolitan vision of distributive justice.

Und hier finden wir, wie alle anderen auf das Problem bisher reagiert haben: Es gibt zwei in der Debatte diskutierte Arten von Auswegen daraus;²⁷ beide beruhen darauf, liberale Gerechtigkeitstheorien irgendwie so zu verändern, dass sie das Problem nicht mehr entstehen lassen. Jetzt hat Blake das Bild, in dem er sein Vorhaben situieren möchte, fertig gezeichnet. Bühne frei für seinen Punkt:

What I want to do in this article is identify **a different way** in which liberalism might deal with the worries created by the fact of state borders. **My argument is that** a globally impartial liberal theory is not incompatible with distinct principles of distributive justice applicable only within the national context. This is true, however, **not because** we care more about our fellow countrymen than we do about outsiders, **but because** the political and legal institutions we share at the national level create a need for distinct forms of justification. [...] The strategy I employ seeks to endorse **the idea that** we can defend principles of

26 Alle folgenden Zitate: Michael Blake, „Distributive Justice, State Coercion, and Autonomy“, *Philosophy & Public Affairs* 30, Nr. 3 (2001): 257–58, <https://doi.org/10.1111/j.1088-4963.2001.00257.x>.

27 Falls Sie sich das fragen: Ja, es wäre noch besser, diese Behauptung zu belegen, indem man hier jeweils ein paar wichtige Beispiele für Vertreter:innen beider Strategien zitiert.

sufficiency abroad and principles of distributive equality at home-because these principles can be understood as distinct implications of impartial principles in distinct institutional contexts. That is, the **solution of the difficulty** noted above is to be found not in a search for justified partiality, but in the interpretation of impartiality itself.

Es gibt einen *dritten* Weg, das Problem aufzulösen, der in der Debatte bislang nicht angemessen berücksichtigt wurde und der es uns erlauben soll, *sowohl* stärkere Pflichten gegenüber Mitbürger:innen *als auch* universale liberale Prinzipien zu vertreten. Dass ein dritter Ausweg mit den genannten Konsequenzen konzeptionell möglich und plausibel ist, ist Blakes *Erkenntnisziel* (in der Form einer These). Dieses Ziel ist *interessant* und *relevant*, weil es behauptet, einen blinden Fleck der Forschungsdebatte aufzudecken, indem es eine Lösung für ein dringliches theoretisches Problem anbietet, die noch zudem weitreichende praktische Konsequenzen hätte (bezüglich der Pflichten von wohlhabenden gegenüber ärmeren Staaten).

☐ Simon Caney: *Climate Change and Non-Ideal Theory*

Climate change **poses severe threats** to human and non-human life. **However**, the response to it from political leaders, and from the public at large, has been unimpressive. [... *kurze Illustration* ...] In short, there is an unwillingness to comply with the kinds of responsibilities that are required to avoid dangerous climate change. This poses an **important question**: what should agents do in the face of existing non-compliance and anticipated future non-compliance? This question is obviously of immense **practical relevance**. It is also a **complex** question for it is possible to respond to non-compliance in a number of very different ways.

In dieser Einleitung²⁸ grenzt Caney die Zielsetzung seines Vorhabens präzise ein und begründet explizit deren Relevanz. Das *Problem*, das er adressiert, ist: Was sollten Akteure darauf reagieren, dass andere Akteure ihre Pflichten der Gerechtigkeit bezüglich des Klimawandels nicht erfüllen? Eine Antwort auf dieses Problem ist *relevant*, weil reale Akteure (z.B. Regierungen) tatsächlich davor stehen, viel von der richtigen Reaktion abhängt und es dem Anspruch normativer Politischer Theorie entspricht, zu solchen Problemen etwas zu sagen zu haben. Es ist zusätzlich theoretisch *interessant*, weil die richtige Antwort nicht offensichtlich ist und Diskussionsbedarf besteht.

My aim in this chapter is to identify all the different options available. I argue that there are six distinct kinds of response, and I seek to elaborate each in turn (Sections 1.3–1.8). **Any non-ideal theory of climate ethics must** have as its first step an account of the different ways in which one might deal with non-compliance. This chapter seeks to **supply such an account**.

Caney macht es aber nun *nicht* zu seinem Ziel, das präsentierte Problem zu lösen. Vielmehr grenzt er sein Vorhaben auf ein Erkenntnisziel ein, das er in diesem Rahmen erreichen kann: Er möchte

28 Vorstehendes und folgende Zitate: Simon Caney, „Climate Change and Non-Ideal Theory“, in *Climate Justice in a Non-Ideal World*, hg. von Clare Heyward und Dominic Roser (Oxford: Oxford University Press, 2016), 21–22, <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198744047.003.0002>.

eine Typologie *möglicher* Reaktionen auf das Problem entwickeln, die einen *nützlichen* Ausgangspunkt für eine weiterführende Theorie bietet, die dann ihrerseits klärt, welche die *richtigen* Reaktionen sind. Er muss uns also in seinem Aufsatz zweierlei belegen: Dass die von ihm vorgeschlagenen Optionen den Raum möglicher Reaktionen auf das Problem plausibel aufteilen. Und dass diese konzeptionelle Aufteilung nützlich für die letzte Entwicklung einer Antwort ist.

Having outlined the different ways of responding to non-compliance it would be unhelpful to say nothing whatsoever about the normative question of how one might evaluate these options. In Section 1.9, therefore, I outline a methodology for evaluating the different responses, and set out the combination of responses that I take to be most promising. These proposals, however, stand in need of much more argument and evidence than I can supply here. They are intended as a provisional statement of normative hypotheses to be explored and assessed.

Darauf, anhand welcher Kriterien eine vollständige Theorie die richtige Lösung auswählen könnte und welche Optionen solchen Kriterien wahrscheinlich am ehesten entsprechen, wird Caney ebenfalls kurz eingehen. Beachten Sie aber, dass das *nicht* mehr Teil seines eigentlichen Erkenntnisziels ist: Caney behauptet nicht, dass er uns *zeigen* wird, was die richtige Antwort ist (das wäre eine substantielle These). Vielmehr bettet dieser Ausblick sein Ergebnis wieder in den Problemkontext, in dem es relevant ist, ein und stellt ein Argument für die *methodologische* Komponente seines Erkenntnisziels dar: Er möchte uns beispielhaft illustrieren, auf welche Weise seine entwickelte Typologie theoretisch *nützlich* sein kann.

Mehr davon

Wenn Sie selbständig weiter Inspirationsquellen suchen möchten: Renommierete Journals, in denen Sie Aufsätze aus der normativen Politischen Theorie finden, sind zum Beispiel *Philosophy & Public Affairs*; *Journal of Political Philosophy*; *Public Affairs Quarterly*; oder *Ethics & International Affairs*.

Positive Politische Theorie²⁹

☐ John Dryzek und Christian List: *Social Choice Theory and Deliberative Democracy: A Reconciliation*

Grundsätzlich unterscheiden sich Arbeiten in der Positiven Politischen Theorie nicht von normativ orientierten Artikeln. Werfen wir einen Blick darauf, wie Dryzek und List Forschungsproblem, These und Vorgehensweise in ihrer Einleitung präsentieren:³⁰

In the past decade the theory of democracy has been dominated by two very different approaches. Within democratic theory as conventionally defined the strongest current is now deliberative. For deliberative democrats, the essence of democratic legitimacy is the capacity of those affected by a collective decision to deliberate in the production of that decision. Deliberation involves discussion in which individuals are amenable to scrutinizing and changing their preferences in the light of persuasion (but not manipulation, decep-

²⁹ Diesen Abschnitt verdanken Sie Johannes Marx und Simon Scheller.

³⁰ Alle Zitate hieraus: John S. Dryzek und Christian List, „Social Choice Theory and Deliberative Democracy: A Reconciliation“, *British Journal of Political Science* 33, Nr. 1 (2003): 1–2.

tion or coercion) from other participants. Claims for and against courses of action must be justified to others in terms they can accept. Jürgen Habermas and John Rawls, respectively the most influential continental and Anglo-American political philosophers of the late twentieth century, have both identified themselves as deliberative democrats. Deliberative democrats are uniformly optimistic that deliberation yields rational collective outcomes.

Gleich im ersten Satz skizzieren Dryzek und List ein großes Bild: Die Theorie der Demokratie wird dominiert von zwei Theorietraditionen. Auf der einen Seite steht die deliberative Demokratietheorie. Äußerst knapp wird dann eine zentrale und hier relevante Version der deliberativen Position dargestellt. Anschließend werden zentrale Autoren benannt. Wir kennen an dieser Stelle jedoch noch nicht den theoretischen Opponenten und auch das Forschungsproblem ist uns noch unbekannt. Die Darstellung der zweiten Theorietradition folgt im nächsten Abschnitt dem gleichen Muster:

The main competing tradition is social choice theory, whose proponents generally deduce far less optimistic results. To social choice theorists, the democratic problem involves aggregation of views, interests or preferences across individuals, not deliberation over their content. From the seminal work of Kenneth Arrow onwards, it has been argued that such aggregation is bedevilled by impossibility, instability and arbitrariness. [...] This critique of democracy was radicalized by William Riker, who argued that any notion of a popular will independent of the mechanism used to aggregate preferences was untenable. Given that there is no good reason to choose any particular mechanism over any other, supposedly democratic collective choices are arbitrary, and democracy is emptied of meaning.

Als zentraler theoretischer Gegenspieler wird hier die Social-Choice-Theorie eingeführt. Auch diese wird knapp dargestellt und zentrale Theoretiker werden genannt. Allerdings haben wir bis jetzt allenfalls eine Ahnung, worauf der Artikel abzielt: Es scheint darum zu gehen, ob sich in demokratischen Prozessen ein gehaltvoller kollektiver Wille herausbilden kann. Die nächsten beiden Sätze benennen nun jedoch klar das Forschungsproblem und die These, die die Autoren begründen wollen:

Riker's radicalization of the social-choice-theoretic critique created a chasm between the two traditions that might seem impossible to bridge. We argue that the two traditions can in fact be reconciled. Though social choice practitioners may be unaware of it, some even arguing the opposite, we argue that their theory points to the functions deliberation can perform in making collective decisions both tractable and meaningful, thus providing a crucial service to deliberative democracy.

Hier wird das Forschungsproblem nun auf dem Silbertablett serviert: Mit deliberativen Ansätzen und Social-Choice-Theorie gibt es zwei zentrale Demokratietheorien. Ihre Zentralität im Forschungsstand bürgt für die Relevanz der Themenstellung. Es scheint, als würden sich diese Theorien in zentralen Aussagen widersprechen und sich unversöhnlich gegenüberstehen. Um diese Position zu belegen wird mit Riker ein zentraler Autor angeführt. Dryzek und List wollen in ihrem Beitrag nun zeigen, dass dieses Bild nicht stimmt und die Theorietraditionen nicht nur versöhnt werden können, sondern die Social-Choice-Theorie sogar ein wichtiges Puzzleteil zur deliberativen De-

mokratiethorie ergänzen kann. Es folgt in den nächsten Sätzen nun die Erläuterung, wie sie diese These begründen wollen:

The structure of this article follows the results of social choice theory, for it is these that both pose the challenges to democracy and pinpoint the locations at which deliberative responses must be sought.

Es bleibt nicht bei diesen recht allgemeinen Hinweisen, wie der Beitrag strukturell aufgebaut wird. Dryzek und List gehen nun in die Vollen und beschreiben im letzten Abschnitt der Einleitung sehr exakt, wie sie argumentieren möchten:

Methodologically, our arguments consist of a logical component, a normative component and an empirical-hypothetical component. The logical component takes an 'if-then' form: If condition x obtains, then, by the logic of social choice theory, meaningful collective decisions are possible. The normative component defends the claim that the constraints required for bringing about condition x are inherent in or consistent with core elements of deliberative democracy. The empirical-hypothetical component, finally, seeks to render plausible the empirical hypothesis that deliberation facilitates the emergence of condition x. While we provide empirical illustrations, more systematic testing is beyond our scope here.

Die Erläuterung der Vorgehensweise ist zugegebenermaßen recht unüblich. Vermutlich würde es Ihnen in einer Hausarbeit einfacher fallen, wenn Sie Inhalt und Aufgabenstellung der folgenden Abschnitte an dieser Stelle der Einleitung einfach benennen. Etwa folgendermaßen:

Im zweiten Abschnitt stelle ich zunächst die Social Choice Theorie dar und zeige, dass es keine demokratische Methode gibt, eine gehaltvolle, kollektive Präferenzordnung herzustellen. Im dritten Abschnitt wird dann herausgearbeitet, auf welchen Voraussetzungen diese Schlussfolgerung beruht.

Nun kommt die deliberative Demokratiethorie ins Spiel:

Mit Hilfe der deliberativen Demokratiethorie argumentiere ich im vierten Abschnitt, dass die pessimistische These der Social Choice Theorie nicht notwendig ist, da zentrale Voraussetzungen nicht erfüllt sind. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass sich Social-Choice-Theorie und deliberative Demokratiethorie sogar ergänzen und sich gegenseitig stützende Mechanismen kollektiver Entscheidungsfindung formulieren.

Dies ist zugegebenermaßen deutlich langweiliger und es spricht nichts gegen die oben zitierte formale Beschreibung der Vorgehensweise. Allerdings verlangt die abstrakte Beschreibung der Argumentationsfigur, dass Ihnen sehr klar ist, wie die einzelnen Teile ineinandergreifen. Diese Klarheit gewinnen Sie erst im Laufe des Schreibprozesses und in den seltensten Fällen werden Sie in der Lage sein, die Argumentationsstruktur gleich zu Beginn formal zu beschreiben.

Zugegebenermaßen wird niemand von Ihnen in einer Hausarbeit verlangen können, dass Sie wie Dryzek und List die große Vereinigung zweier dominanter Theorietraditionen in Angriff nehmen. Unser zweites Beispiel soll daher aufzeigen, dass ein Beitrag zur Positiven Politischen Theorie auch in einem kleineren Rahmen gelingen kann. Wir bleiben dafür im schon angesprochenen Spannungsfeld von deliberativer Demokratietheorie und Social-Choice-Theorie. Werfen wir einen Blick auf den Abstract des Artikels von Hartmann und Rad:³¹

There are various ways to reach a group decision on a factual yes–no question. One way is to vote and decide what the majority votes for. This procedure receives some epistemological support from the Condorcet Jury Theorem. Alternatively, the group members may prefer to deliberate and will eventually reach a decision that everybody endorses—a consensus. While the latter procedure has the advantage that it makes everybody happy (as everybody endorses the consensus), it has the disadvantage that it is difficult to implement, especially for larger groups.

Der Gegenstand ist uns nun bekannt: Es geht ihnen um Entscheidungssituationen in Gruppen, die zwei zentrale Eigenschaften haben: Es sind Entscheidungen zwischen zwei Alternativen und nur eine der Antworten ist wahr. Kollektive Entscheidungen sind – wie sollte es anders sein – ein sehr relevantes Thema. Es gibt im Wesentlichen zwei grundlegende Positionen (deliberative Ansätze und Ansätze, die auf Mehrheitsentscheidungen beruhen, um Präferenzen zu aggregieren). Für beide Seiten gibt es Vorzüge und Probleme, welche hier kurz erwähnt werden. Mehrheitsentscheidungen haben wünschenswerte epistemische Eigenschaften (also Eigenschaften, die uns der wahren Antwort näher bringen), aber den Nachteil, dass manche Akteure überstimmt werden. Deliberative Ansätze, die auf einen Konsens abzielen, sind wahrscheinlich fair (denn niemand wird überstimmt), aber schwer zu realisieren. Unklar ist uns an dieser Stelle noch, was das Forschungsproblem des Artikels sein wird. Dieser folgt im nächsten Satz:

Besides, the resulting consensus may be far away from the truth. And so we ask: Is deliberation truth-conducive in the sense that majority voting is?

Es geht ihnen also um die epistemische (= erkenntnisbezogene) Dimension. Sie wollen untersuchen, ob deliberative Ansätze vergleichbare epistemische Eigenschaften haben wie Abstimmungen. Es folgt nun die Darstellung der Vorgehensweise und die Benennung des Argumentationsziels. Die Antwort auf die Forschungsfrage (also die These, die sie begründen wollen) lautet in aller Kürze: Ja.

To address this question, we construct a highly idealized model of a particular deliberation process, inspired by the movie *Twelve Angry Men*, and show that the answer is ‘yes’. Deliberation procedures can be truth-conducive just as the voting procedure is.

31 Alle folgenden Zitate: Stephan Hartmann und Soroush Rafiee Rad, „Voting, Deliberation and Truth“, *Synthese* 195, Nr. 3 (2018): 1273, <https://doi.org/10/gmxc9f>.

An dieser Stelle wollen wir uns damit begnügen, dass sie ein formales Modell für Gruppenentscheidungen entwickeln und damit die Qualität deliberativer Prozesse bewerten können. In der Einleitung des Beitrags führen die Autoren auch näher aus, in welchen Schritten sie dieses Ergebnis begründen möchten. In einer Hausarbeit wäre es an dieser Stelle wünschenswert, wenn Sie den Aufbau ihrer Arbeit benennen und jeweils die Funktion des Abschnitts deutlich machen (→ 2.4.3). Interessant ist für uns an dieser Stelle noch ein weiterer Punkt im Abstract:

We then explore, again on the basis of our model and using agent-based simulations, under which conditions it is better epistemically to deliberate than to vote. Our analysis shows that there are contexts in which deliberation is epistemically preferable and we will provide reasons for why this is so.

Nachdem die eigentliche Zielsetzung des Aufsatzes bearbeitet ist, kommt hier ein neuer Punkt ins Spiel. Nachdem begründet ist, dass deliberative Verfahren vergleichbare epistemische Eigenschaften haben wie Abstimmungen, ist die eigentliche, zunächst gestellte Fragestellung beantwortet. Allerdings bleiben die Autoren hier nicht stehen, sondern diskutieren nun in einem nächsten Schritt, unter welchen Bedingungen welches Verfahren verwendet werden sollte. Hierbei handelt es sich streng genommen um eine separate Frage, die an die zentrale Fragestellung des Artikels anknüpft. Vielleicht hatten die Autoren diesen zweiten Aspekt von Anfang an mit im Blick. Vielleicht aber auch nicht und sie sind erst im Arbeitsprozess darauf gestoßen. Wichtig ist an dieser Stelle, dass sie nicht etwa den Entdeckungsprozess der zweiten Frage beschreiben, sondern sie als nächsten plausiblen Schritt ein und desselben Vorhabens verkaufen – ganz so, als hätte dieser Aufsatz nie anders aussehen können.

Ziel des Aufsatzes ist also die Entwicklung eines konkreten Modells, das dazu dient, die eingangs genannten theoretischen Argumente zu untersuchen. Hierfür werden im Modell unterschiedliche demokratische Entscheidungsverfahren stilisiert abgebildet. Um solche Fragestellungen bearbeiten zu können, greift die Positive Politische Theorie häufig auf formale Methoden wie Institutionenökonomik, Spieltheorie oder agentenbasierte Modellierung zurück.

Vergleicht man die beiden Beispiele in dieser Rubrik, ist bemerkenswert, dass beide Autorenpaare im gleichen Themengebiet (demokratische Entscheidungen) arbeiten, jedoch auf unterschiedlichen Ebenen einen Erkenntnisgewinn anstreben: Während Dryzek und List einen breiten Blick auf die Gesamtheit der Theorien werfen und versuchen, zwei Strömungen in Einklang miteinander zu bringen, versuchen Hartmann und Rad, konkrete Mechanismen genauer unter die Lupe zu nehmen und Rückschlüsse auf deren Einsatzmöglichkeiten zu ziehen. Die Wahl einer geeigneten Perspektive auf ein Themengebiet ist eine der zentralen Herausforderungen, der sie sich bei der Bearbeitung des Hausarbeitsthemas stellen müssen (→ 2.1.2, 2.3.1).

Mehr davon

Wenn Sie selbständig weiter Inspirationsquellen suchen möchten: Renommierte Journals, in denen Sie Aufsätze aus der positiven Politischen Theorie finden, sind zum Beispiel das *Journal of Theoretical Politics*; *Public Choice* oder das *American Political Science Review*. Ganz so klare Flaggschiff-Journals speziell in Positiver Politischer Theorie gibt es allerdings nicht. Vereinzelt gibt es Publikationen dazu auch bei Ökonominnen und Ökonomen oder in der Philosophie (etwa in *Synthese*), oder in konkreten, themenbezogenen Journals (*Social Choice*).

Exkurs: Was unterscheidet Arbeiten in positiver Politischer Theorie von empirischen Arbeiten?

Wenn Sie eine Arbeit in Politischer Theorie schreiben sollen, soll es natürlich auch eine Arbeit sein, die zu diesem Teilgebiet der Politikwissenschaft passt. Normative Arbeiten lassen sich relativ einfach von empirischen Arbeiten abgrenzen, wie Sie sie etwa in Vergleichender Politikwissenschaft, Internationalen Beziehungen oder Politischer Soziologie schreiben würden. Vielleicht erscheint Ihnen diese Unterscheidung im Bereich der positiven Politischen Theorie aber nicht ganz so einfach.

Das liegt grob gesagt daran, dass sie auch nicht einfach ist: Wenn Politische Theoretiker:innen beabsichtigen, politische Phänomene zu beschreiben und zu erklären, liegt Ihre Forschung eher auf einem Kontinuum zu empirischer politikwissenschaftlicher Forschung als diesseits einer scharfen Grenze. Meistens greift jedoch mindestens eines von zwei groben Unterscheidungsmerkmalen:

- Das Erkenntnisziel der Arbeit ist *theorieorientiert* statt empirieorientiert. Sie wollen z.B. nicht anhand einer Theorie einen empirischen Fall erklären, sondern anhand einer Analyse des Falls etwas darüber herausfinden, wie die allgemeine Theorie über Fälle solcher Art aussieht.
- Sie erreichen Ihr Erkenntnisziel mittels *nicht-empirischer Methoden* – z.B. der Begriffs- oder Argumentationsanalyse. Sie decken, grob gesagt, etwas auf eine Art und Weise auf, die nicht erfordert, dass Sie jenseits Ihres Schreibtischs ‚nachschaun‘ müssen. Sie fragen z.B. nicht, warum der politische Akteur A die Ansicht X vertritt, sondern was es bedeutet oder was daraus folgt, die Ansicht X zu vertreten.

Im Regelfall müssen Sie diese Einschätzung aber auch gar nicht eigenständig treffen: Erstens hat Ihr:e Dozent:in Ihnen mit der Wahl des Seminarthemas und der dazu behandelten Inhalten bereits einen Orientierungsrahmen dafür vorgegeben, welche Vorhaben hier als Politische Theorie gelten können. Zweitens wird Ihr:e Dozent:in Sie in der Absprache Ihres Vorhabens darauf hinweisen, wenn es ein Problem geben könnte.

Ideengeschichte

Grob gesagt zeichnet ideengeschichtliche oder exegetische Vorhaben aus, dass Sie darin in erster Linie versuchen, etwas über den Text (oder eine:n Autor:in, eine Denktradition, ein bestimmtes historisches Konzept) herauszufinden und nicht über das, wovon der Text selbst handelt. Sie fragen also z.B. nicht, wie wir Freiheit verstehen sollten (das wäre eine normative Frage), sondern was *John Stuart Mills Verständnis von Freiheit* ausmacht oder wie sich *der Freiheitsbegriff* zwischen Aufklärung und deutschem Idealismus gewandelt hat.

Natürlich könnte man immer allerhand darüber sagen, was jemand zu etwas gesagt oder gedacht hat. Um daraus ein interessantes und relevantes Vorhaben zu machen, brauchen Sie aber dennoch einen Aufhänger für das, was Sie darüber herausfinden möchten. Derlei sind viele möglich. Sehr allgemein gesprochen sind jedoch drei Muster häufig anzutreffen:

- *Diskussion textimmanenter Auslegung*: Ihr Anliegen ist, welche Geschichte wir über eine:n bestimmte:n Denker:in (oder einen Text, eine Tradition etc.) erzählen. Sie behaupten: Normalerweise fassen wir X so-und-so auf, tatsächlich aber sollten wir diese Sichtweise korrigieren und X so-und-so verstehen.

- *Auslegung durch Begriffsgeschichte:* Sie nehmen sich ein bestimmtes Konzept vor, das in einem auszulegenden Text (oder dem Werk eines:r Autor:in oder einer Tradition) eine wichtige Rolle spielt und versuchen, unser Verständnis des Texts zu verbessern, indem wir die Bedeutung dieses Konzepts *in diesem Text* besser verstehen – weil es hier etwas anderes bedeutet als anderswo (z.B. heute oder bei anderen). Häufig ist ein vergleichender Ansatz: As und Bs Schriften zu X werden meist so aufgefasst, als handelten sie von ein und derselben Sache. Wenn wir jedoch genauer hinsehen, wie der Begriff X in diesen unterschiedlichen Kontexten gebraucht wurde, erkennen wir, dass A und B eigentlich nicht von derselben Sache reden und wir X-Theorien ausdifferenzieren müssen.
- *Auslegung durch Transfer:* Sie legen einen historischen Text X aus, indem Sie untersuchen, was er über Themen impliziert, die darin nicht direkt verhandelt wurden – insbesondere solche, die im aktuellen Forschungsdiskurs relevant sind. Sie versuchen also, X als Ideengeber für eine aktuelle Debatte heranzuziehen. Dabei bleibt Ihr Schwerpunkt jedoch auf der Interpretation von X, statt diesen nur als Stichwortgeber heranzuziehen. (Achtung: Entsprechend fundiert müssen Sie auch argumentieren, dass X tatsächlich das dazu sagen würde.)

☐ Gregory Conti: *John Stuart Mill and Modern Liberalism*

Einen sehr breit angelegte Version der ersten Variante verfolgt beispielsweise Gregory Conti in diesem Aufsatz:

John Stuart Mill is frequently treated as a progenitor of our liberal or liberal–democratic world (Holmes, 1997; Riley, 2007; Turner, 2010; Urbinati, 2002). The Millian corpus is looked upon as a deposit of essential truths by which liberals live today, a kind of liberal–democratic ur-text (Gray, 1995; Ten, 1974). [...] In surveys of modern political thought, his books (or, usually, just *book*) enter as the point at which a modern liberal–democratic mindset and its cardinal commitments are supposed to have begun to receive a systematic coherence (Turner, 2017). There is an element of truth in this portrait, of course. Liberalism is devoted to women's rights, to liberty and autonomy, to representative government; something called democracy—to which Mill claimed repeated allegiance—seems indubitably to have triumphed.

Upon closer inspection, though, it is difficult to credit modern liberal–democratic politics with having a particularly Millian hue. [...] This essay canvasses a handful of domains in which the discrepancy between Mill and modern liberalism is especially stark. Given space constraints, it cannot make claims to comprehensive coverage of any individual topic. Consequently, the goal of this article is not to offer a novel interpretation of any particular theme in Mill, but rather, by assembling these points of contrast, to convey a more accurate impression than is usually given of the gulf that separates liberalism today from its nineteenth-century variety as embodied in the platform of its greatest exponent. [...]

This more accurate impression is valuable for three reasons. First, given Mill's towering standing in the canon of political theory, it is intrinsically important to have a correct assessment of the content of his political program. Second, appreciation of the gap between Mill and liberals today should alter our general orientation toward reading his work. Some figures are worth studying because of their similarities to us, and others for the challenges that confronting difference poses to us; and Mill falls much more in the second category than is standardly admitted. Third, and relatedly, it is important to recognize the gulf that separates modern from Millian liberalism in order that we might have a better under-

standing of the regimes and societies in which we now live. Both critics and defenders of liberalism, in academic and public discourse, are inclined to use Mill exegesis as a proxy for debating its current merits. In so doing, we are liable to misunderstand both Mill and our own societies, attributing to the latter Millian characteristics that they lack and to the former modern attitudes and ideas, which he did not hold.³²

Es gibt eine bestimmte Art und Weise, wie wir über Mills Liberalismus im Verhältnis zu zeitgenössischem Liberalismus denken (erster Absatz des Zitats). Contis *Erkenntnisziel* ist es, uns zu zeigen, dass diese Denkweise falsch ist, indem er einen Überblick von Kontrastpunkten darlegt, die insgesamt ein Bild signifikanter Unterschiedlichkeit entstehen lassen (zweiter Absatz). Warum eine solche Korrektur *relevant* ist, begründet er explizit im dritten Absatz des Zitats.

☐ Lea Ypi: *On Revolution in Kant and Marx*

Zusätzlich Züge des dritten Musters trägt hingegen ein Aufsatz von Lea Ypi, dessen Anliegen sie in ihrem Abstract so zusammenfasst:

This essay compares the thoughts of Kant and Marx on revolution. It focuses in particular on two issues: the contribution of revolutionary enthusiasm to the cause of emancipatory political agents and its educative role in illustrating the possibility of progress for future generations. In both cases, it is argued, the defence of revolution is offered in the context of illustrating the possibility of moral progress for the species, even if not for individual human beings, and brings out the centrality of collective agency in moving toward universal moral goals. Discussing the implications of these points is of significant historical interest: it allows us to defend an interpretation of Kant's political thought which is sensitive to the material conditions of historical development and to rescue Marx from an amoral reading of his philosophy of history. Reflecting on the role and preconditions of transformative collective agency is also of normative interest: it allows us to better evaluate the significance of political events that, firstly, re-shape the boundaries of political feasibility and, secondly, play a crucial educative role in motivating future progressive initiatives.³³

Ypis *Erkenntnisziel* ist es, hinsichtlich zweier Aspekte Überschneidungen zwischen Kants und Marx' Auffassungen von Revolution aufzuzeigen. Dieses Ziel ist *interessant*, weil wir üblicherweise davon ausgehen, dass Kant und Marx sehr unterschiedliche Theorien vertreten haben und diese Überschneidungen infrage stellen, ob dieser allgemein erwartete Gegensatz wirklich so stark ist. Es ist zudem *relevant*, weil das zentrale Thema ihrer Übereinstimmung Fragen zu Revolutionen berührt, die in der aktuellen Debatte von Bedeutung sind und es sich mithin für uns lohnt, zu sehen, ob wir von Marx' und Kants Gedanken dazu etwas für unsere Zwecke lernen können.

32 Gregory Conti, „John Stuart Mill and Modern Liberalism: A Study in Contrasts“, *Constellations* 28, Nr. 3 (2021): 379–80, <https://doi.org/10/gm3gwd>.

33 Lea Ypi, „On Revolution in Kant and Marx“, *Political Theory* 42, Nr. 3 (1. Juni 2014): 262, <https://doi.org/10/f6j4dk>.

Mehr davon

Wenn Sie selbständig weiter Inspirationsquellen suchen möchten, ist ein einfacher Startpunkt, in Journals, die allgemein Politische Theorie publizieren, nach den Namen historischer Autor:innen zu suchen. Renommiertere Journals, in denen Sie nicht ausschließlich, aber häufig ideengeschichtliche Aufsätze zur Politischen Theorie finden, sind zudem beispielsweise *Political Theory*; *Constellations*; *European Journal of Political Theory*; inhaltlich breiter auch das *Archiv für Begriffsgeschichte*; *Journal of the History of Ideas* oder das *Journal of Political Ideologies*.

Wenn Sie sich näher damit beschäftigen wollen, was gutes ideengeschichtliches Arbeiten ausmacht, sind außerdem lehrreiche Ansatzpunkte:

Skinner, Quentin. „Meaning and Understanding in the History of Ideas“. *History and Theory* 8, Nr. 1 (1969): 3–53. <https://doi.org/10/dj5gxx>.

Goering, D. Timothy. „Ideen- und Geistesgeschichte in Deutschland – eine Standortbestimmung“. In *Ideengeschichte heute: Traditionen und Perspektiven*, herausgegeben von D. Timothy Goering, 7–53. *Histoire* 112. Bielefeld: Transcript, 2017. (*Online verfügbar*)

Wolin, Sheldon S. „Political Theory as a Vocation“. *The American Political Science Review* 63, Nr. 4 (1969): 1062–82. <https://doi.org/10/dwhgdt>.

4 Die Checkliste

Diese Checkliste können Sie durchgehen, um Ihre Arbeit vor der Abgabe noch einmal auf die wichtigsten Dinge abzuklopfen. (Aber so weit vor der Abgabe, dass noch Zeit für Änderungen bleibt – je früher, desto besser!) Ergänzen Sie außerdem um Ihre eigenen Kriterien auf Basis Ihrer Erfahrungswerte, persönlichen Schwächen oder der besonderen Vorgaben Ihres:r Dozent:in für Ihre konkrete Lehrveranstaltung.

Beachten Sie: Diese Checkliste ist nicht erschöpfend und natürlich keine Garantie für eine gute Arbeit, sondern nur eine Hilfestellung, die wichtige Punkte anspricht.

Erkenntnisziel

- Erkenntnisziel klar und präzise artikuliert, einfach zu identifizieren, früh im Text dargelegt
- Erkenntnisziel wird durch die Arbeit tatsächlich erreicht
- Gesamtes Vorgehen der Arbeit passt genau zum Erkenntnisziel
- Sofern selbstgewählt:* Ich bin davon überzeugt, dass das Erkenntnisziel interessant ist für Menschen, die sich für das Seminarthema interessieren.
- Mein Erkenntnisziel und/oder mein Vorgehen ist eine überzeugende Visitenkarte für mich – es zeigt, dass ich mir selbst etwas ausdenken kann.

Einleitung

- Erkenntnisziel knapp in einem Kontext situiert, der die Relevanz dieses Ziels klar macht: Wieso sollte sich jemand, der sich für das Seminarthema interessiert, für mein Vorhaben interessieren? (*Kurzessay: optional*)
- Erkenntnisziel zügig klar identifiziert (*Kurzessay: erster oder zweiter Satz*)
- Falls Frage:* Ergebnis klar benannt
- Roadmap vorhanden: transparente Darstellung, wie ich vorgehe, um mein Ziel zu erreichen
- Keine Plattitüden / Allgemeinplätze (à la „Schon lange fragen sich Menschen, was Gerechtigkeit ist“ oder „In der heutigen Welt gibt es immer mehr Populismus.“)

Argumentation

- Alle Argumente sind vollständig und präzise artikuliert
- Argumente sind klar nachvollziehbar, lassen keinen Auslegungsspielraum
- Argumente sind klarerweise überzeugend konstruiert (gültig bzw. stark)
- Prämissen sind unkontrovers oder durch Subargumente plausibilisiert oder die Reichweite der Argumentation ist entsprechend qualifiziert (Schwächen transparent gemacht)
- Alle empirischen Tatsachenbehauptungen, auf die ich mich stütze, sind durch Quellen belegt oder explizit plausibel gemacht
- Aus den Argumenten folgt jeweils genau das, was ich behaupte (keinesfalls weniger)
- Zusammenhänge zwischen den Argumentationsschritten sowie zwischen einzelnen Argumenten und dem Erkenntnisziel sind klar ersichtlich

- Argumente sind untereinander konsistent (Begriffe werden immer gleich verwendet, keine Widersprüche zwischen verschiedenen Stellen der Arbeit)
- Ich zeige, dass mir mögliche Einwände gegen meine Argumentation oder Alternativen bewusst sind
- Ich biete (in angemessenem Umfang) überzeugende Entgegnungen auf Einwände / Alternativen, um meine Position zu verteidigen
- Ich gebe gegnerische Argumente immer präzise und wohlwollend (möglichst überzeugend) wieder
- Ich habe meine gesamte Arbeit durch die Brille eines quengeligen kritischen Geschwisterchens, das mir kein Wort glaubt, gegengelesen.
- Wo es relevante Verbindungen zwischen einzelnen Aspekten meines Themas gibt, stelle ich Sie durch explizite Verknüpfungen her und zeige dadurch ein interessantes Gesamtbild.
- Sofern ich irgendeine bestimmte Methode voraussetze, mache ich dies vollständig explizit; begründe, warum sie für mein Vorhaben passend ist und zeige, dass mir Probleme damit bewusst sind.

Sachverständnis

- Bedeutung aller für meine Arbeit wichtigen Konzepte geklärt
- Argumente und Positionen anderer präzise, nuanciert und wohlwollend wiedergegeben
- Ich bin mir sicher, dass ich alle Fachbegriffe und Theorien richtig verstehe.
- Wenn zweifelhaft ist, was andere meinen, begründe ich, warum meine Auslegung im Vergleich zu alternativen Verständnissen plausibel ist
- Wo ich wiedergebe, was andere sagen, versuche ich immer, das so zu tun, dass dadurch noch ein Gewinn entsteht – klarer, knapper, präziser oder gezielt verknüpft mit meinem Vorhaben.
- Wenn es sich anbietet und für mein Vorhaben relevant ist, analysiere ich ein Thema in seine einzelnen Bestandteile und decke deren Zusammenhänge auf.
- Ich habe erwogen, zur Klärung schwieriger oder besonders zentraler Konzepte zusätzlich ein hilfreiches Beispiel heranzuziehen.
- Ich lasse keine mir aus dem Seminar vertraute oder für mein Thema klarerweise einschlägige Literatur unberücksichtigt, die für mein Vorhaben eindeutig nützlich wäre.
- Ich verwende keine Literatur, von der ich ahne, dass sie eigentlich eine schlechte Wahl für die Zwecke meines Themas ist.
- Ich zeige in der Arbeit, dass ich aus dem Seminar etwas mitgenommen habe und mich hier auskenne.

Schluss

- Keine neuen Argumente / Aussagen zu meinem Erkenntnisziel
- Zusammenfassung meiner Ergebnisse in Bezug zu meinem Vorgehen (wie das, was ich getan habe, zum jetzigen Ergebnis führt)
- Ergebnis klar und präzise benannt, kein Auslegungsspielraum
- Ergebnis entspricht unmissverständlich dem angekündigten Erkenntnisziel (Antwort auf die Frage oder Folgerung der These)

- Ergebnisse wieder in dem Kontext situiert, der die Relevanz des Erkenntnisziels in der Einleitung begründete und somit auch das jetzige Ergebnis relevant macht (*aufßer Kurzessey*)
- Wichtige Implikationen des Ergebnisses ausgewiesen (Was folgt daraus?)
- Keine Plattitüden / Allgemeinplätze (z.B. „Eine genauere Untersuchung bleibt das Ziel weiterer Forschung.“)

Struktur

- Ich bin mir selbst über die Struktur meiner Arbeit völlig im Klaren – wenn mich beim Einkaufen jemand fragt, warum ich dieses und jenes auf Seite 5 mache, kann ich es erklären.
- Es ist an jeder Stelle klar, welche Funktion das, was ich dort gerade mache, hat und wieso es notwendig für mein Vorhaben ist. (Und zwar klar für Leser:innen, die nicht in meinem Kopf stecken.)
- Ich mache insgesamt genau das, was ich ankündige. Nirgends sind Verweise auf etwas, was ich später verworfen oder herausgekürzt habe. Alle Schritte sind klar wiederzuerkennen als das, was angekündigt wurde.
- Wenn meine Argumentation aus verschiedenen, merklich separaten Schritten besteht, habe ich klar markiert, wo die Übergänge liegen. Ich ziehe ggf. ein knappes Zwischenfazit und kündige an, wie ich mit dem nächsten Schritt nun daran anknüpfe.
- Ich mache die Struktur meines Textes möglichst explizit und leicht nachzuvollziehen: Ich benenne, was ich tue; mache Rückbezüge und Zusammenhänge klar; ggf. nummeriere ich einzelne Schritte (erstens, zweitens, ...) oder markiere Verbindungen und Gegenüberstellungen (einerseits – andererseits; entweder – oder; allerdings, demgegenüber, nichtsdestotrotz, genauso, unabhängig davon, ...).

Zitation

- Alle zitierten Quellen im Literaturverzeichnis aufgeführt
- Alle Literaturangaben im Literaturverzeichnis vollständig und in konsistentem Stil
- Zitationen für alle direkten und indirekten Zitate eingefügt
- Alle Zitationen vollständig und in konsistentem Stil
- Zitationsstil von Zitationen entspricht Zitationsstil des Literaturverzeichnisses
- Falls jemand eine inhaltliche Änderung vorgeschlagen hat, die ich aufgenommen habe, mache ich das in einer Fußnote kenntlich (z.B. „Diesen Punkt verdanke ich einer Diskussion mit Andrea Mayer.“).
- Wenn ich Informationen, die ich benötige, aus unterschiedlichen Quellen beziehen kann, beziehe ich sie immer aus der seriösesten und zuverlässigsten Quelle (z.B. wissenschaftliches Handbuch statt Duden, Journalartikel statt Abschlussarbeit).

Sprache

- Automatische Rechtschreibprüfung durchgeführt
- Ich sage immer genau das, was ich meine – nicht mehr und nicht weniger.
- Wenn mir beim Durchlesen an einer Stelle einfällt, wie man genau dasselbe auch einfacher sagen könnte, dann ändere ich es und sage es einfacher.
- Wenn ich bestimmte Dinge meine, die im Fachdiskurs mit etablierten Fachbegriffen bezeichnet werden, verwende ich immer genau diese Fachbegriffe.
- Alle Sätze, über die ich selber beim Lesen stolpere oder nachdenken muss, habe ich noch einmal klarer zu formulieren versucht.
- Wenn möglich*: Arbeit wurde gegengelesen, Korrekturen vorgenommen

Formalia

- Deckblatt oder Angaben am Anfang: Titel der Arbeit (bzw. vorgegebene Aufgabenstellung), Vor- und Nachname, Matrikelnummer, Name der Lehrveranstaltung, Semester der Lehrveranstaltung, Name des:r Dozent:in, Datum der Abgabe
- Angemessene Anzahl von Zwischenüberschriften mit logischer Gliederungshierarchie
- Formatierung des Dokuments ist gut zu lesen
- Seitenzahlen vorhanden
- Bei gedruckter Abgabe*: Breitere Korrekturränder und größerer Zeilenabstand
- Bei gedruckter Abgabe*: Seiten zusammengeheftet / gebunden
- Falls vorgesehen*: Anhänge vollständig
- Falls vorgesehen*: Inhaltsverzeichnis vollständig, stimmt genau mit Überschriften im Text überein, einheitlich formatiert
- Falls vorgegeben*: Wortzahl ausgewiesen (Fließtext inkl. Überschriften und Fußnoten)

Literaturverzeichnis

- Axelsen, David V. „The State Made Me Do It: How Anti-Cosmopolitanism Is Created by the State“. *Journal of Political Philosophy* 21, Nr. 4 (Dezember 2013): 451–72. <https://doi.org/10.1111/jopp.12005>.
- Beckermann, Ansgar. *Einführung in die Logik*. 4. Aufl. Berlin: De Gruyter, 2014.
- Benhabib, Seyla. „Deliberative Rationality [sic] and Models of Democratic Legitimacy“. *Constellations* 1, Nr. 1 (1994): 26–52. <https://doi.org/10/bzm84t>.
- Blake, Michael. „Distributive Justice, State Coercion, and Autonomy“. *Philosophy & Public Affairs* 30, Nr. 3 (2001): 257–96. <https://doi.org/10.1111/j.1088-4963.2001.00257.x>.
- Brecht, Bertolt. „Leben des Galilei“. In *Stücke* 3, 1229–1345. Gesammelte Werke 3. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1967.
- Caney, Simon. „Climate Change and Non-Ideal Theory“. In *Climate Justice in a Non-Ideal World*, herausgegeben von Clare Heyward und Dominic Roser, 21–42. Oxford: Oxford University Press, 2016. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780198744047.003.0002>.
- Conti, Gregory. „John Stuart Mill and Modern Liberalism: A Study in Contrasts“. *Constellations* 28, Nr. 3 (2021): 379–402. <https://doi.org/10/gm3gwd>.
- Dryzek, John S., und Christian List. „Social Choice Theory and Deliberative Democracy: A Reconciliation“. *British Journal of Political Science* 33, Nr. 1 (2003): 1–28.
- Galston, William A. *Liberal Purposes: Goods, Virtues, and Diversity in the Liberal State*. Cambridge Studies in Philosophy and Public Policy. Cambridge: Cambridge University Press, 1991. <https://doi.org/10.1017/CBO9781139172462>.
- Hartmann, Stephan, und Soroush Rafiee Rad. „Voting, Deliberation and Truth“. *Synthese* 195, Nr. 3 (2018): 1273–93. <https://doi.org/10/gmxg9f>.
- Huseby, Robert. „Sufficiency: Restated and Defended“. *Journal of Political Philosophy* 18, Nr. 2 (Juni 2010): 178–97. <https://doi.org/10.1111/j.1467-9760.2009.00338.x>.
- Kymlicka, Will, und Wayne Norman. „Return of the Citizen: A Survey of Recent Work on Citizenship Theory“. *Ethics* 104, Nr. 2 (1994): 352–81. <https://doi.org/10/dq59ph>.
- Lippert-Rasmussen, Kasper. *Relational egalitarianism: living as equals*. Cambridge: Cambridge University Press, 2018.
- McShane, Katie. „Anthropocentrism in Climate Ethics and Policy“. *Midwest Studies In Philosophy* 40, Nr. 1 (2016): 189–204. <https://doi.org/10.1111/misp.12055>.
- Möller, Kai. „Justifying the Culture of Justification“. *International Journal of Constitutional Law* 17, Nr. 4 (31. Dezember 2019): 1078–97. <https://doi.org/10/gg2c32>.
- . „Proportionality: Challenging the Critics“. *International Journal of Constitutional Law* 10, Nr. 3 (1. Juli 2012): 709–31. <https://doi.org/10.1093/icon/mos024>.
- Popper, Karl. *Auf der Suche nach einer besseren Welt*. München: Piper, 1984.
- Pryor, James. „Guidelines on Writing a Philosophy Paper“, 6. September 2012. <http://www.jimpryor.net/teaching/guidelines/writing.html>.
- Smith, Paul. „Drugs, Morality and the Law“. *Journal of Applied Philosophy* 19, Nr. 3 (2002): 233–44. <https://doi.org/10/cqmt5t>.
- Wittgenstein, Ludwig. „Philosophische Untersuchungen“. In *Tractatus logico-philosophicus, Tagebücher 1914-1916, Philosophische Untersuchungen*, von Ludwig Wittgenstein, 225–580. herausgegeben von Wolfgang Breidert. Werkausgabe, Bd. 1. 1953. Reprint, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1984.
- Ypi, Lea. „On Revolution in Kant and Marx“. *Political Theory* 42, Nr. 3 (1. Juni 2014): 262–87. <https://doi.org/10/f6j4dk>.